

Friedrich Nietzsche Autobiographisches aus den Jahren 1856-1869



[Aus dem Jahre 1856]*

Naumburg, den 26. 12.1856

Endlich ist mein Entschluß gefaßt, ein Tagebuch zu schreiben, in welchem man alles, was freudig oder auch traurig das Herz bewegt, dem Gedächtnis überliefert, um sich nach Jahren noch an Leben und Treiben dieser Zeit und besonders *meiner* zu erinnern. Möge dieser Entschluß nicht wankend gemacht werden, obgleich bedeutende Hindernisse in den Weg treten. Doch jetzt will ich anfangen:

Wir leben jetzt inmitten von Weihnachtsfreuden. Wir warteten auf sie, sahen sie erfüllt, genossen jene und jetzt drohen sie uns nun schon wieder zu verlassen. Denn es ist schon der zweite Feiertag. Jedoch ein beglückendes Gefühl strahlt hell fast von dem einen Weihnachtsabend, bis der andre schon mit mächtigen Schritten seiner Bestimmung entgegeneilt. Doch ich will mit dem Anfange meiner Ferien auch den Anfang der Weihnachtsfreuden schildern. Wir gingen aus der Schule; die ganze Zeit der Ferien lag vor uns und mit diesen das schönste aller Feste. Schon seit einiger Zeit war uns der Zutritt an einige Orte nicht gestattet. Ein Nebelflor hüllte alles geheimnisvoll ein, damit dann desto mächtiger die

Freudenstrahlen der Christfestsonne hindurchbrächcn. Wcihnachtsgänge wurden besorgt; das Gespräch wurde fast allein auf dieses geleitet; ich zitterte fast vor Freude, wenn das Herz jubelnd daran gedachte und ich eilte fort, um meinen Freund Gustav Krug zu besuchen. Wir machten unsren Empfindungen Raum, indem wir bedachten, was der morgende Tag für schöne Geschenke mit sich bringen werde. So verging der Tag in Erwartung der Dinge.

Der Tag erschien!

Schon leuchtete das Tageslicht in mein Schlafgemach, als ich erwachte. Was alles durchströmte meine Brust! Es war ja der Tag, an dessen Ende einst zu Bethlehem der Welt das größte Heil widerfuhr; es ist ja der Tag an welchem meine Mama mich jährlich mit reichen Gaben überschüttet. Der Tag verfloss mit Schneckenlangsamkeit; Pakete mußten von der Post geholt werden, geheimnisvoll wurden wir aus der Stube in den Garten vertrieben. Was mag während dieser Zeit dort vorgegangen sein? Dann ging ich in die Klavierstunden, in welche ich wöchentlich am Mittwoch einmal gehe. Ich hatte erst eine *Sonata facile* von Beethoven gespielt, und mußte jetzt Variationen spielen. Nun fing es schon an zu dämmern. Die Mama sagte zu mir und meiner Schwester Elisabeth: Die Vorbereitungen sind fast zu Ende. Wie freuten wir uns da. Nun kam die Tante; wir begrüßten sie mit einem Gejauchze oder vielmehr Gebrüll, daß das Haus davon bebte. Das Mädchen meiner Tante folgte ihr, und war noch zu Vorbereitungen dienlich. Zuletzt vor der Bescherung kamen die Frau Pastor Haarseim mit ihrem Sohn. Da, wer beschreibt unsren Jubel, öffnet die Mama die Tür! Hell strahlt uns der Christbaum entgegen und unter ihm die Fülle der Gaben! Ich sprang nicht, nein ich stürzte hinein und gelangte merkwürdigerweise grade an meinen Platz. Da erblickte ich ein sehr schönes Buch (obgleich zwei dalagen, denn ich sollte mir auswählen), nämlich die Sagenwelt der Alten mit vielen prächtigen Bildern ausgestattet. Auch einen Schlittschuh fand ich, aber nur einen? Wie würde ich ausgelacht werden, wenn ich versuchen wollte *einen* Schlittschuh an zwei Beine zu schnallen. Das wäre doch merkwürdig. Doch sieh einmal, was liegt denn da noch daneben so ganz ungesehen? Bin ich denn so klein, so gering, daß du mich kaum ansiehst? sprach da plötzlich ein dicker Folioband, welcher zwölf vierhändige Sinfonien von Haydn enthielt. Ein freudiger Schrecken durchzuckte mich wie der Blitz die Wolken; also wirklich der ungeheure Wunsch war erfüllt; der größte! Nebenan erblickte ich auch den zweiten Schlittschuh, und wie ich mir diesen näher besehe, da sah ich plötzlich noch ein paar Hosen. Nun betrachtete ich meinen Weihnachtstisch im ganzen und fragte nach denen, welche es mir geschenkt hatten. Doch wer mag der sein, welcher mir die vielen Noten geschenkt hat? Ich erhielt aber keine andre Auskunft als daß es ein Unbekannter sei, welcher mich bloß dem Namen nach kenne. Dann wurde Tee und Stolle getrunken und gegessen, und nachdem uns die Gäste verlassen hatten und uns Müdigkeit ankam, legten wir uns zur Ruhe.

Der Leusch und das Wethautal*

Ich hatte mit Wilhelm Pinder verabredet, eine Partie nach dem Leusch zu machen und wir bestimmten dazu den nächsten Sonntag. (Das war der 19. Juli) – Den Morgen um 7 Uhr gingen wir vom Jakobstor aus fort. Das Wetter war für uns sehr günstig, denn es war bei weitem kühler als die vorigen Tage. Auch wählten wir statt der staubigen Chaussee lieber den Feldweg, welcher an den sogenannten Hussitenschanzen vorüberführt. Sodann kamen wir an den Gipsbrüchen vorbei, wo wir etwas ausruhten. Hier sahen wir den Leusch vor uns auf einer Erhöhung liegen, und unser erstes Ziel war erreicht. Wir traten in den Wald ein; alles war hier noch so frisch und der Tau schimmerte auf allen Zweigen, die Vögel sangen und das Geläute der Glocken, welche in die Kirchen riefen, tönte wunderbar um das Ohr, bald schwach, bald stark. Auch die Aussicht von dort ist nicht minder schön, denn der Leusch ist über Naumburg schon ziemlich erhaben. Ein vollständiger Kreis von Bergen zog sich am Horizonte um uns, in seiner Mitte Naumburg umfassend, dessen Turmspitzen in Strahlen erglühten. Von hier gingen wir weiter, um in das Wethautal zu gelangen, um dann den Weg über den Bürgergarten nach Hause zu nehmen. Bald erblickten wir einen dunklen Streifen von Bergen, der sich immer mehr vergrößerte, und endlich hatten wir das Wethautal vor uns. Die es umgebenden Berge sind mit Wald bedeckt, und hinter ihnen erhebt sich noch eine blaue Bergkette. Wir gingen in das Tal hinab, an einen Teich.

Die Schönburg

Diese Burg, welche Ludwig der Springer erbaut hat, liegt an dem Strande der Saale und unweit Gosecks. Kommt man durch das Dorf gleichen Namens, so zeigt sie sich in ihrer ganzen Größe und Stärke. Der sich hoch erhebende Turm mit seiner gerundeten Spitze, die Basteien, welche schroff an den Felsen abfallen, erinnern sehr an die Zeit des Mittelalters, und wirklich bot wohl keine Gegend einen bessern Ort zu einer Raubburg dar, als diese; denn die eine Seite umfließt die Saale, die andre ist durch steile Abhänge geschützt. Wir gingen den Weg zur Burg hinauf, der noch an den Seiten von Mauerresten begrenzt ist, und traten in den Burghof ein, dessen Hälfte jetzt zu einem Garten umgewandelt ist. Noch ein sehr tiefer Brunnen befindet sich darin, über welchen ein Häuschen gebaut ist. Dieser Garten ist von dem Burghof durch eine Mauer getrennt und steht durch eine Pforte mit ihm in Verbindung. Sieht man durch die Fensternischen, so hat man eine wunderschöne Gegend vor sich: Eine weite Wiese dehnt sich vor uns aus und die Saale durchzieht sie gleich einem Silberreif, durch Berge, die von Weinbergen begrenzt sind. Im Hintergrunde liegt Naumburg, in einen grauen Schleier gehüllt, seitwärts Goseck, ein bei der Entstehung der Burg sehr wichtiger Ort. – Noch ein altes Burgverlies befindet sich da, auf dessen Rücken die Bewohner der Burg kleine Gartenanlagen angelegt haben. – Darauf wollten wir noch den Schloßturm besteigen. Durch den sehr engen Eingang, an welchem man die Dicke der Mauern erkennen kann, gelangt man in das finstere Innre. Vier sehr breitsprossige Leitern führen auf ebensoviel Böden und auf dem ersten von ihnen ist noch ein alter Kamin. Oben angelangt gerät man

durch ein Panorama, welches sich bis nach Weißenfels erstreckt, in Erstaunen. Wir hatten hier das erhabne Vergnügen, die Sonne untergehen zu sehen. Langsam tauchte die Sonne unter; ihre letzten Strahlen vergoldeten die Türme von Naumburg und Goseck. Jetzt wurde es stiller in der Natur. Graue Nebel stiegen von dem Flusse auf, der Vögel Klang verstummte, der Landmann kehrte heim in seine väterliche Hütte und sucht nach des Tages Mühen Ruh, denn die Sonne hat Abschied genommen und der Nacht ihre Stelle eingeräumt. Aber auch wir verließen die schöne Burg, nahmen Abschied von ihren Zinnen und räumten dem Mond unsre Stelle, dessen Glanz auf das Gebäude schimmerte.

Aus meinem Leben*

I. Die Jugendjahre

1844 bis 1858

Wenn man erwachsen ist, pflegt man sich gewöhnlich nur noch der hervorragendsten Punkte aus der frühesten Kindheit zu erinnern. Zwar bin ich noch nicht erwachsen, habe kaum die Jahre der Kindheit und Knabenzeit hinter mir, und doch ist mir schon so vieles aus meinem Gedächtnis entchwunden und das wenige, was ich davon weiß, hat sich wahrscheinlich nur durch Tradition erhalten. Die Reihen der Jahre fliegen an meinem Blicke gleich einem verworrenen Traume vorüber. Deshalb ist es mir unmöglich, mich in den ersten zehn Jahren meines Lebens an Daten zu binden. Dennoch steht einiges hell und lebhaft vor meiner Seele und dieses will ich, vereint mit Dunkel und Düster, zu einem Gemälde verbinden. Ist es doch immer lehrreich, die allmählige Bildung des Verstandes und Herzens und hierbei die allmächtige Leitung Gottes zu betrachten! –

Ich wurde in Röcken bei Lützen den 15. Oktober 1844 geboren und empfing in der heiligen Taufe den Namen: *Friedrich Wilhelm*. Mein Vater war für diesen Ort und zugleich für die Nachbardörfer Michlitz und Bothfeld Prediger. Das vollendete Bild eines Landgeistlichen! Mit Geist und Gemüt begabt, mit allen Tugenden eines Christen geschmückt, lebte er ein stilles, einfaches aber glückliches Leben und wurde von allen, die ihn kannten, geachtet und geliebt. Sein feines Benehmen und heiterer Sinn verschönerte manche Gesellschaften, zu denen er geladen war und machten ihn gleich bei seinem ersten Erscheinen überall beliebt. Seine Mußestunden füllte er mit schönen Wissenschaften und mit Musik aus. Im Klavierspielen hatte er eine bedeutende Fertigkeit, besonders im freien Variieren erlangt...

Das Dorf Röcken liegt eine halbe Stunde von Lützen, dicht an der Landstraße. Wohl jeder Wanderer, der an ihm vorbei seine Straße zieht, wirft ihm einen freundlichen Blick zu. Denn es liegt gar lieblich da, mit seinem umgebenden Gebüsch und seinen Teichen. Vor allem fällt der bemooste Kirchturm in die Augen. Wohl kann ich mich noch erinnern, wie ich einstmals mit dem lieben Vater von Lützen nach Röcken ging und wie

in der Mitte des Weges die Glocken mit erhebenden Tönen das Osterfest einläuteten. Dieser Klang tönt so oft in mir wieder und Wehmut trägt mich sodann nach dem fernen, teuren Vaterhause hin. Wie lebendig steht noch der Gottesacker vor mir! Wie oft fragte ich, wenn ich das alte, alte Leichenhaus sah, nach den Bahnen und schwarzen Flören, nach alten Grabschriften und Denkmälern! Aber wenn kein Bild meiner Seele entweicht, am wenigsten werde ich wohl das traute Pfarrgebäude vergessen. Denn mit mächtigem Griffel ist es in meine Seele eingegraben. Das Wohnhaus war erst 1820 gebaut und deshalb in sehr nettem Zustande. Mehrere Stufen führten hinauf zum Parterre. Noch kann ich mich des Studierzimmers in der obersten Etage erinnern. Die Reihen Bücher, darunter manche Bilderwerke, diese Schriftrollen machten diesen Ort zu einem meiner Lieblingsplätze. Hinter dem Haus breitete sich der Obst- und Grasgarten aus. Ein Teil desselben pflegte im Frühjahr unter Wasser zu stehen und gewöhnlich war dann auch der Keller angefüllt. Vor der Wohnung erstreckte sich der Hof mit Scheune und Stallgebäude und geleitete zu dem Blumengarten. In den Lauben und Sitzen verweilte ich fast immer. Hinter dem grünen Zaun lagen die vier Teiche, mit Weidengebüsch umgeben. Zwischen diesen Gewässern zu gehen, die Sonnenstrahlen auf der Spiegelfläche und die munteren Fischlein spielen zu sehen, das war meine größte Lust. Noch muß ich etwas erwähnen, was mich immer mit geheimem Schauer erfüllte. Nämlich in der düstern Sakristei der Kirche stand an der einen Seite das übermenschliche Bild des heiligen Georg, von geschickter Hand in Stein ge graben. Die hebre Gestalt, die furchtbaren Waffen und das geheimnisvolle Halbdunkel ließen mich ihn immer nur mit Scheu betrachten. Einst, so geht die Sage, sollen seine Augen erschrecklich gefunkelt haben, so daß alle, die ihn angesehen hätten, mit Grausen erfüllt worden wären. – Rings um den Gottesacker herum liegen die Bauernhöfe und -gärten in trauter Stille. Eintracht und Friede waltete über jeder Hütte und wilde Erregungen blieben von ihnen fern. Überhaupt entfernten sich die Bewohner selten von dem Dorfe, höchstens an Jahrmärkten, wo muntere Scharen von Burschen und Frauen sich nach dem belebten Lützen begaben und das Gewühl der Menschen und die glänzenden Waren bewunderten. Sonst ist Lützen ein kleines und einfaches Städtchen, dem man nicht ansieht, welche welthistorische Bedeutung es hat. Zweimal wurden hier ungeheure Schlachten geschlagen und mit dem Blute fast aller europäischen Nationen ist dort der Boden getränkt. Ehrende Denkmäler erheben sich hier und verkünden mit beredter Zunge den Ruhm der gefallenen Helden. – Eine Stunde von Röcken liegt Poserna, berühmt als Geburtsort von Seume, jenem wahrhaft patriotisch gesinnten Mann und Dichter. Leider steht sein Haus nicht mehr. Seit 1813 lag es in Trümmern und jetzt erst hat ein neuer Besitzer ein großes schönes Haus auf derselben Stelle gebaut. – Das dreiviertel Stunden weit entfernte Dorf Sössen ist noch durch ein Hünengrab merkwürdig, das kürzlich ausgegraben wurde. – Während wir in Röcken ruhig und still lebten, bewegten heftige Erregungen fast alle Nationen Europas. Schon lange Jahre vorher war der Zündstoff überall vorbereitet; es bedurfte nur eines Funkens, um alles in Brand zu setzen. – Da erscholl

fern von Frankreich herüber der erste Waffenklang und Sturmessang. Die ungeheure Februarrevolution in Paris wälzte sich mit verheerender Schnelle umher. »Freiheit, Gleichheit, Brudersinn« ertönte es in allen Landen, der niedrige wie angesehene Mann ergriff das Schwert teils für, teils gegen den König. Der Revolutionskampf in Paris findet in den meisten Städten Preußens Nachahmung. Und selbst bei schneller Unterdrückung blieb doch noch lange der Wunsch des Volkes »eine deutsche Republik«. Nach Röcken drangen diese Erhebungen nicht; wohl aber kann ich mich noch erinnern, wie Wagen mit jubelnden Scharen und wehenden Fahnen auf der Landstraße hinfuhren. Während dieser verhängnisvollen Zeit bekam ich noch ein Brüderchen, in der heiligen Taufe Karl Ludwig Joseph genannt, ein allerliebstes Kind. Bis hierher hatte uns immer Glück und Freude geleuchtet, ungetrübt war unser Leben dahingeflossen, wie ein heller Sommertag; aber da türmten sich schwarze Wolken auf, Blitze zuckten und verderbend fallen die Schläge des »Himmels« nieder. Im September 1848 wurde plötzlich mein geliebter Vater gemütskrank. Jedoch trösteten wir uns und er sich mit baldiger Genesung. Immer wenn wieder ein besserer Tag war, bat er, doch ihn wieder predigen und Konfirmandenstunden geben zu lassen. Denn sein tätiger Geist konnte nicht müßig bleiben. Mehrere Ärzte bemühten sich, das Wesen der Krankheit zu erkennen, aber vergebens. Da holten wir den berühmten Arzt Opolcer, der sich damals in Leipzig befand, nach Röcken. Dieser vortreffliche Mann erkannte sogleich, wo der Sitz der Krankheit zu suchen wäre. Zu unser aller Erschrecken hielt er es für eine Gehirnerweichung, die zwar noch nicht hoffnungslos, aber dennoch sehr gefährlich sei. Ungeheure Schmerzen mußte mein geliebter Vater ertragen, aber die Krankheit wollte sich nicht vermindern, sondern sie wuchs von Tag zu Tag. Endlich erlosch sogar sein Augenlicht und im ewigen Dunkel mußte er noch den Rest seiner Leiden erdulden. Bis zum Juli 1849 dauerte noch sein Krankenlager; da nahte der Tag der Erlösung. Den 26. Juli versank er in tiefen Schlummer und nur zuweilen erwachte er. Seine letzten Worte waren: Fränzchen – Fränzchen – komm – Mutter – höre – höre – Ach Gott! – Dann entschlief er sanft und selig. + + + den 27. Juli 1849. Als ich den Morgen erwachte, hörte ich rings um mich lautes Weinen und Schluchzen. Meine liebe Mutter kam mit Tränen herein und rief wehklagend: »Ach Gott! Mein guter Ludwig ist tot!« Obgleich ich noch sehr jung und unerfahren war, so hatte ich doch eine Idee vom Tode; der Gedanke, mich immer von dem geliebten Vater getrennt zu sehn, ergriff mich und ich weinte bitterlich.

Die Tage darauf vergingen unter Tränen und Vorbereitung zum Begräbnis. Ach Gott! Ich war zum vaterlosen Waisenkind, meine liebe Mutter zur Witwe geworden! - - - - Den 2. August wurde die irdische Hülle meines teuren Vaters dem Schoß der Erde anvertraut. Die Gemeinde hatte das Grab ausmauern lassen. Um ein Uhr mittag begann die Feierlichkeit unter vollem Glockengeläute. Oh, nie wird sich der dumpfe Klang derselben aus meinem Ohr verlieren, nie werde ich die düster rauschende Melodie des Liedes »Jesu meine Zuversicht« vergessen! Durch die Hallen der Kirche brauste Orgelton. Eine große Schar von Verwandten

und Bekannten hatte sich eingefunden, fast sämtliche Pastoren und Lehrer der Umgegend. Herr Pastor Wimmer sprach die Altarrede, Herr Superintendent Wilke am Grabe und Herr Pastor Oßwalt den Segen. Dann wurde der Sarg hinabgelassen, die dumpfen Worte des Geistlichen erschallten und entrückt war er, der teure Vater, allen uns Leidtragenden. Eine gläubige Seele verlor die Erde, eine schauende empfing der Himmel.

–

Wenn man einen Baum seiner Krone beraubt, so wird er welk und kahl und die Vöglein verlassen die Zweige. Unsere Familie war ihres Oberhauptes beraubt, alle Freude schwand aus unsren Herzen und tiefe Trauer herrschte in uns. Aber kaum waren die Wunden ein wenig geheilt, so wurden sie von neuem schmerzlich aufgerissen. – In der damaligen Zeit träumte mir einst, ich hörte in der Kirche Orgelton wie beim Begräbnis. Da ich sah, was die Ursache wäre, erhob sich plötzlich ein Grab und mein Vater im Sterbekleid entsteigt demselben. Er eilt in die Kirche und kommt in kurzem mit einem kleinen Kinde im Arm wieder. Der Grabhügel öffnet sich, er steigt hinein und die Decke sinkt wieder auf die Öffnung. Sogleich schweigt der rauschende Orgelschall und ich erwache. – Den Tag nach dieser Nacht wird plötzlich Josephchen unwohl, bekommt die Krämpfe und stirbt in wenig Stunden. Unser Schmerz war ungeheuer. Mein Traum war vollständig in Erfüllung gegangen. Die kleine Leiche wurde auch noch in die Arme des Vaters gelegt. – Bei diesem doppelten Unglück war Gott im Himmel unser einziger Trost und Schutz. Dies geschah Ende Januar 1850. – – –

Die Zeit, wo wir von unserm geliebten Röcken scheiden sollten, nahte heran. Noch kann ich mich des letzten Tags und der letzten Nacht erinnern, wo wir dort verweilten. Am Abend spielte ich noch mit mehreren Kindern, gedenkend, daß es das letztemal sei. Die Abendglocke hallte mit wehmütigem Ton durch die Fluren, mattes Dunkel verbreitete sich über die Erde, am Himmel strahlten der Mond und die funkelnden Sterne. Ich konnte nicht lange schlafen; schon nachts halb eins ging ich wieder in den Hof. Hier standen mehrere Wagen, die beladen wurden, der matte Schein der Laterne beleuchtete düster die Hofräume. Ich hielt es geradezu für unmöglich, an einem anderen Orte heimisch zu werden. Von einem Dorf zu scheiden, wo man Freude und Leid genossen hat, wo die teuren Gräber des Vaters und des kleiden Bruders sind, wo die Bewohner des Ortes immer nur mit Liebe und Freundlichkeit zuvorkamen, wie schmerzlich war es! Kaum erhellt der Tag die Fluren, da rollte der Wagen hin auf der Landstraße und führte uns Naumburg zu, wo uns eine neue Heimat erwartete. – Ade, ade, teures Vaterhaus!!

– Die Großmama mit Tante Rosalie und dem Dienstmädchen waren vorangefahren und wir folgten traurig, ja sehr traurig nach. In Naumburg erwarteten uns Onkel Dächsel, Tante Riekchen und Lina. Das Logis, welches man für uns bestimmt hatte, lag in der Neugasse und gehörte dem Eisenbahn-Spediteur Otto. Es war für uns schrecklich, nachdem wir so lange auf dem Lande gewohnt hatten, in der Stadt zu leben. Deshalb vermieden wir die düstern Straßen und suchten das Freie, wie ein Vogel, der seinem Käfig entflieht. Denn nicht viel anders erschienen uns damals

die Stadtbewohner. Als ich zum erstenmal den Bürgergarten sah, soll ich gesagt haben in kindlicher Freude: O sieh! Lauter Christbäume! Überhaupt erschien mir in der ersten Zeit alles neu und unbekannt. Die großen Kirchen und Gebäude, der Marktplatz mit Rathaus und Brunnen, die ungewohnte Menge des Volks erregte meine große Bewunderung. Dann erstaunte ich, wie ich bemerkte, daß die Leute oft miteinander unbekannt waren; denn auf dem stillen Dorfe kannte sich jedermann. Was mir aber mit am unangenehmsten war, das waren die langen gepflasterten Straßen. Der Weg zu den Tanten schien mir mindestens eine Stunde zu sein. – Sonst aber fügte ich mich sehr schnell in das Stadtleben, in den ersten fünf Minuten war ich mit allen im Hause bekannt. Oben im Dachstübchen wohnte ein Stellmacher mit seiner Frau, rechtschaffne alte Leute. Zu diesen hinauf war mein erster Gang und die altertümlichen Geräte, Bilder und Zimmer setzten mich sehr in Verwunderung. Später wurde ich auch als Schüler dem Direktor der Bürgerschule gemeldet. Ich mag wohl zuerst etwas verwirrt unter so vielen Kindern gewesen sein, aber da ich schon vom Papa und Herrn Schulmeister in Röcken etwas unterrichtet war, machte ich schnelle Fortschritte. Aber schon damals fing mein Charakter an sich zu zeigen. Ich hatte in meinem jungen Leben schon sehr viel Trauer und Betrübnis gesehn und war deshalb nicht ganz so lustig und wild wie Kinder zu sein pflegen. Meine Mitschüler waren gewohnt, mich wegen dieses Ernstes zu necken. Aber dieses geschah nicht allein in der Bürgerschule, nein, auch später im Institut und sogar im Gymnasio. Von Kindheit an suchte ich die Einsamkeit und fand mich da am wohlsten, wo ich mich ungestört mir selbst überlassen konnte. Und dies war gewöhnlich im freien Tempel der Natur, und die wahrsten Freuden fand ich hierbei. So hat auf mich stets ein Gewitter den schönsten Eindruck gemacht; der weithin krachende Donner und die hell aufzuckenden Blitze vermehrten nur meine Ehrfurcht gegen Gott. – Bald lernte ich auch meine späteren Freunde kennen, nämlich Wilhelm Pinder und Gustav Krug. Aber erst, als ich in das Institut vom Cand. Weber kam, erwachte erst unsre wahre Freundschaft. Überhaupt wird die wahre Freundschaft nur durch gleiche Freuden und Leiden geknüpft; denn wo sich die Lebensereignisse mit denen eines andern berühren, da verbinden sich auch die Seelen und je näher die äußere Verbindung tritt, desto fester wird die innere. –

Herr Cand. Weber, ein christlicher, tüchtiger Lehrer, kannte unsere Freundschaft und suchte sie nie zu trennen. Hier wurde der Grundstein für unsere zukünftige Bildung gelegt. Denn neben ausgezeichneten Religionsstunden empfingen wir auch den ersten Unterricht im Griechischen und Lateinischen. Wir waren nicht mit Arbeiten überladen und hatten deshalb Zeit, für unseren Körper zu sorgen. Im Sommer wurden oft kleine Partien in die Umgegend unternommen. So besuchten wir die lieblich gelegene Schönburg, Schloß Goseck, Freiburg, dann auch die Rudelsburg und Saaleck und gewöhnlich in Begleitung des ganzen Instituts. So ein gemeinsamer Spaziergang ist immer etwas sehr Erheiterndes; vaterländische Lieder erschollen, lustige Spiele wurden gespielt und wenn der Weg durch einen Wald führte, so schmückte man

sich mit Laub und Zweigen. Die Burgen erklangen von dem wilden Getöse der Zechenden – mir fielen die Zechgelage der alten Ritter ein. In den Höfen und auf den Wällen unternahm man Ritterkämpfe und die großartige Zeit des Mittelalters wurde im kleinen nachgeahmt. Dann erstieg man die hohen Türme und Warten, überschaute das im Abendschimmer vergoldete Tal und zog, wenn die Nebel sich auf die Wiesen senkten, unter lautem Gejubel der Heimat zu. Alle Frühjahre hatten wir ein Fest, das für uns die Stelle des Kirschfestes vertrat. Wir begaben uns nämlich nach Roßbach, einem kleinen Dorf in der Nähe von Naumburg, wo zwei Vögel unsrer Armbrüste warteten. Es wurde mit großem Eifer geschossen, Herr Cand. Weber verteilte die Gewinne und alles war in Freude und Jubel. Im nächsten Walde spielten wir sodann Räuber und Gendarm, wobei es sehr wild herging und Prügel nach Noten verteilt wurden, bis uns endlich der Herr Cand. zur Rückkehr ermahnte. – Während dieser Zeit waren die Blicke aller mit banger Besorgnis auf die Verwicklungen gerichtet, welche sich zwischen der Türkei und Rußland entspannen. Die Russen hatten sofort die türkischen Donaufürstentümer, die Moldau und Walachei besetzt und standen drohend der Pforte gegenüber. Zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts schienen die Türken durchaus notwendig; deshalb traten Österreich, Preußen und die Westmächte für dieselben ein. Aber alle diese Vermittlungsversuche dieser vier Großmächte erregten bei dem Kaiser Nikolaus nicht die gewünschte Wirkung. Der Krieg der Russen mit den Türken währte fort und endlich bewaffnete Frankreich und England Heer und Flotte und sandte sie der Pforte zu Hilfe. Der Kriegsschauplatz wurde auf die Krim verlegt, und die ungeheuren Heere umgaben Sebastopol, wo die große russische Armee unter Menschikow stand. – Das war für uns etwas Angenehmes, sogleich wurde für die Russen Partei genommen und wütend forderten wir jeden Türkенfreund zum Kampf auf. Da wir bleierne Soldaten besaßen, ebenso Baukästen, so hörten wir nicht auf, uns die Belagerung und die Schlachten zu vergegenwärtigen. Von Erde wurden Wälle aufgeworfen, jeder fand neue Arten sie recht fest zu machen. Wir schrieben jeder für sich kleine Bücher, die wir »Kriegslisten« nannten, ließen uns Bleikugeln gießen und vermehrten unsere Heere durch neue Ankaufungen. So hatten wir uns öfter ein Bassin gegraben nach einem Plane vom Hafen Sebastopols, die Festungswerke genau aufgeführt, und den gegrabenen Hafen mit Wasser gefüllt. Eine Menge Kugeln von Pech, Schwefel und Salpeter waren vorher geformt worden und diese wurden, nachdem sie angebrannt waren, auf die papiernen Schiffe geworfen. Bald loderten helle Flammen, die unsren Eifer vermehrten und wahrhaft schön war es, wenn, da unser Spiel sich oft bis spät abends hinzog, die feurigen Kugeln durch das Dunkel sausten. Zum Schluß wurde gewöhnlich die ganze Flotte, ebenso alle Bomben verbrannt, wobei oft die Flamme zwei Fuß emporschlug. So verlebte ich glückliche Zeiten, nicht aber nur bei meinen Freunden, auch zu Hause mit meiner Schwester. Auch wir bauten untereinander Festungen mit unsren Baukästen und durch große Übung lernte ich alle die Feinheiten bei dem Aufbauen. Es ist wahr, alles was wir nur über Kriegswissenschaft fanden wurde vollkommen geplündert, so daß ich mir eine ziemliche Kenntnis

darin erwarb. Sowohl Lexika, als ganz neue militärische Bücher bereicherten unsere Sammlungen und schon wollten wir ein großes militärisches Wörterbuch gemeinschaftlich schreiben und hatten schon ungeheure Pläne gemacht, da – doch ich will nicht voreilig; ich habe noch mehreres aus der damaligen Zeit zu erwähnen. Als ich einst in Pobles bei den Croßeltern war, kam die Aufforderung vom Direktor des hallischen Waisenhauses, mich unter die Zahl der Waisen aufnehmen zu lassen. Der Großpapa in Pobles und die Großmama in Naumburg stimmten allerdings bei, aber meine Mama konnte sich dennoch nicht entschließen und schrieb es dem Herrn Direktor. Etwas gewann ich dabei, nämlich das Siegel des hallischen Waisenhauses für meine Siegelsammlung. In meinen Jahren besaß fast jeder Schüler eine und vermehrte sie so gut er konnte. Auch fallen in diese Zeit meine ersten Gedichte. Das was man in diesen ersten zu schildern pflegt, sind gewöhnlich Naturszenen. Wird doch jedes jugendliche Herz von großartigen Bildern angeregt, wünscht doch jedes diese Worte am liebsten in Verse zu bringen! Grauenhafte Seeabenteuer, Gewitter mit Feuer waren der erste Stoff zu diesen. Ich hatte keine Vorbilder, konnte kaum mir denken, wie man einem Dichter nachahme, und formte sie, wie die Seele sie mir eingab. Freilich entstanden da auch sehr mißglückende Verse und fast jedes Gedicht hatte sprachliche Härten, aber diese erste Periode war mir dennoch bei weitem lieber als die zweite, die ich später erwähnen will. Überhaupt war es stets mein Vorhaben, ein kleines Buch zu schreiben und es dann selbst zu lesen. Diese kleine Eitelkeit habe ich jetzt immer noch; aber damals blieben es immer nur Pläne, selten wurde ein Anfang gemacht. Da ich Reim und Versmaß nicht sehr in meiner Gewalt hatte und es mir auch zu langsam vonstatten ging, machte ich reimlose Verse und ich besitze noch mehrere solche Gedichte. In dem einen wollte ich die Vergänglichkeit des Glücks schildern und ließ deshalb einen Wanderer unter Karthagos Trümmern schlummern. Der Traumgott mußte an seiner Seele jener Stadt einstiges Glück vorführen. Dann kamen die Schicksalsfälle und endlich – erwachte er. Noch manches Gedicht habe ich aus dieser Zeit, die aber alle durchgehend auch keinen Funken von Poesie in sich tragen. Durch die jährlichen Gemäldeausstellungen wurden wir auch auf die Malerei geleitet. So pflegt man in seiner Jugend gern alles was gefällt nachzuahmen. Dieser Nachahmungsgeist ist bei Kindern besonders groß; sie stellen sich alles leichter vor; aber nur das, wozu sie besondere Lust haben. Wohl schwerlich ahmt ein Jüngling, der einen Dichter oder Schriftsteller verachtet, dessen Art und Weise nach. Sollte das bei Kindern nicht noch größer sein, da ihr Urteil noch nicht geschärft und ihr Verstand noch nicht reif ist? – Noch habe ich aber meine Freunde mit nichts weiter als ihren Namen erwähnt. Will nun auch ihrer etwas näher gedenken, da ihre Freuden und Leiden fortan mit den meinigen eng verbunden sind –: Der eine von ihnen hieß Gustav Krug oder mit dem ganzen Namen Clemens Felix Gustav Krug, geboren den 16. November. Er war der Sohn des Herrn Appellationsrats Krug in Naumburg, eines großen Musikkenners und Virtuosen. Sogar mehrere an sich treffliche Kompositionen hatte er geschrieben, unter andern einige Preissonaten und Quartette. Seine hohe,

imponierende Gestalt, sein ernstes, geistreiches Gesicht, seine anerkannte Tüchtigkeit, alles dies machte auf mich großen Eindruck. Er besaß einen wundervollen Flügel, der mich so anzog, daß ich oft vor seinem Hause stehen blieb und den erhabenen Melodien Beethovens lauschte.

Mendelssohn-Bartholdy war mit ihm sehr befreundet, ebenso die Gebrüder Müller, jene berühmten Violinvirtuosen, welche zu hören ich auch einmal das Glück hatte. In diesem Hause war oft ein ausgewählter Kreis von Musikfreunden versammelt und fast jeder Virtuos, der in Naumburg aufzutreten wünschte, suchte durch Herrn Rat Krug empfohlen zu werden. In einer solchen Familie wurde Gustav erzogen.

Natürlich wurde er von Kindheit auf zu den Genüssen der Musik hingeleitet. So lernte er sehr schnell Violine zu spielen, da er keiner Mühe schonte, hierin Fertigkeit zu gewinnen. Später wurde ihm Musik so zur Notwendigkeit, daß ich glaube, daß wenn man sie ihm entrisse, man ihn seiner halben Seele beraubte. – Wie oft sahen wir uns miteinander Musikalien an, sprachen unsre Meinungen gegeneinander aus, probierten dies und das, und spielten uns gegenseitig vor! Aber auch außerdem z. B. bei den Festungsspielen waren wir die besten Freunde; er war der glühendste Verteidiger der Russen und nahm äußerst lebhaft an dem Fortgange der Belagerung Sebastopols Anteil. Hierzu schafften wir uns Bücher und Karten an, und bereicherten gegenseitig unser Wissen. Bei unsren Festungsspielen war er ein heftiger Verteidiger und selten konnte man etwas gegen ihn gewinnen. Er besaß in allem eine bedeutende Beharrlichkeit; wenn er einmal etwas, das ihm angenehm war, anfing, so ruhte er nicht, bis es vollendet war. Dies zeigte er vorzüglich im Notenabschreiben und Arrangieren. Indessen ging diese Beharrlichkeit mitunter etwas zu weit; es entstand daraus, daß er von der einmal gefaßten Meinung nicht abließ, so daß man vergebens sich bemühte, ihn des Unrechts zu überzeugen. Auch erschien er fast etwas stolz, da er sich nie mit gewöhnlichen Dingen abgab. Aber dennoch habe ich ihn sehr lieb, und er hat mir immer mit gleicher Freundschaft vergolten. Wir sind fast immer Schulnachbarn gewesen, ein beredtes Zeugnis unserer gleichen Kenntnisse... – Mein anderer Freund heißt Eduard *Wilhelm* Pinder und ist am 6. Juli 1844 geboren. Sein Vater war königlicher Appellationsgerichtsrat in Naumburg und besaß ein geistvolles Gemüt. Sein feines, gewandtes Benehmen machte ihn überall beliebt, aber auch sein frommer christlicher Sinn stand in hohen Ehren. Die Theologen, welche in Naumburg zu irgendeinem Feste zusammengekommen waren, pflegten sich bei ihm zu versammeln und zu unterreden. Auch war er Vorstand von Missions- und Armenvereinen und wirkte mit seiner tätigen Liebe mehr als mancher Prediger. Ebenso war er rastlos um die Verschönerung Naumburgs bemüht und war darum auch allgemein bekannt und geachtet. In seiner Familie war er stets ein treuer Hausvater aber auch den Pflichten seines Amtes lag er mit musterhafter Sorgfalt ob. Dann aber in seinen Mußestunden suchte er sich und seine Familie auch mit den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der Literatur und Kunst bekannt zu machen und sein richtiger Blick ließ die Schönheiten derselben durch manche geistvolle Bemerkung im wahren Lichte erscheinen. – Da

nun Wilhelm von Natur immer recht kränklich war, waren stets seine Eltern für ihn ängstlich besorgt und allerdings mußte man große Vorsicht anwenden. Aber trotz allen Krankheiten des Körpers schritt der Geist desto rüstiger weiter. Wir arbeiteten fast immer zusammen und unsre Gedanken und Ideen stimmten deshalb sehr überein. Spaziergänge und Partien machten wir immer gemeinsam und konnten nicht ohne einander leben. Da Wilhelm bei weitem milder als Gustav war, ja sogar das Gegenteil von ihm, so war mir der Umgang mit beiden sehr vorteilhaft. Er faßte immer mit Vorsicht Entschlüsse; aber dann ging er ruhig seinen begonnenen Weg und ruhte nicht, bis er am Ziele war. Sein Fleiß war als Schüler stets musterhaft und stand bei allen Lehrern stets im guten Renommee. Schien es mitunter, als ob er an einzelnen Unternehmen nicht besondern Anteil nehme, so täuschte hierbei nur, daß er nicht äußerlich so heftig und stürmisch sein Interesse bezeugte. Innerlich geschah es vielleicht noch gründlicher als bei Gustav. Sein liebevolles Benehmen gegen mich und gegen alle, mit denen er in Berührung kam, befreundete ihn jedermann und im Grund haßte ihn keiner. Später, als unser Interesse für Poesie wuchs, da wurden wir uns ganz unentbehrlich und unsrer Unterhaltung mangelte dann niemals der Stoff. Wir tauschten wechselweise unsre Ideen über Dichter und Schriftsteller, gelesene Werke, über neue Erscheinungen im Gebiete der Literatur, faßten gemeiniglich Pläne, gaben uns gegenseitig Gedichte auf und wurden nicht ruhig, bevor wir ganz unser Herz geöffnet hatten. – Dies waren meine Freunde und stets wuchs mit dem Alter auch die Freundschaft. Ja, es ist etwas Hohes, Edles, wahre Freunde zu haben und unser Leben ist von Gott bedeutend verschönert worden, daß er uns Mitgefährten gab, die mit uns dem Ziele zustreben. Und besonders ich muß Gott im Himmel dafür loben, da mir ohne diese in Naumburg vielleicht nie heimisch geworden wäre. Aber so, indem ich hier lebende Freunde gewann, wurde mir der Aufenthalt auch hier teuer und sehr schmerzlich würde mir es sein, von hier scheiden zu müssen. Denn wir drei waren eigentlich nie getrennt, außer in den Ferien, wo ich gewöhnlich mit Mama und Schwester verreist war. Gewöhnlich waren wir dann in Pobles; einmal jedoch erfüllten wir den Wunsch der lieben Tanten in Flauen und blieben dort einige Wochen. Da die reichen Fabriksherren daselbst unsre Verwandten sind, so war das stets ein recht angenehmer Aufenthalt. Außerdem ist Plauen eine sehr nette Stadt und besteht aus fast lauter neuen Gebäuden, die sämtlich mit Schiefer gedeckt, sich stattlich präsentieren. Denn da der große Brand dreiviertel der Stadt in Asche legte, so wurde alsbald überall gebaut und schöner als zuvor erhob sich Plauen aus den Flammen. Auch noch des Aufenthaltes in Nirmsdorf erinnere ich mich, wo der liebe selige Onkel Pastor war. Wohl weiß ich noch, wie der Mond des abends auf mein Bett strahlte und wie ich die goldene Aue im Silberglanze vor mir sah; wie dann die Tante Auguste sprach:

»Der Mond ist aufgegangen
Die goldenen Sternlein prangen« usw.

Ach, nie werde ich diese Zeit vergessen.

Ich werde nun noch die zweite Periode meiner Gedichte erwähnen, dann wollen wir uns etwas in Naumburg umsehen. Waren meine ersten Poesien an Form und Inhalt unbeholfen und schwer, so versuchte ich in der zweiten in geschmückter und strahlender Sprache zu reden. Aber aus der Zierlichkeit wurde Ziererei und die schillernde Sprache zu phrasenartiger Verblümung. Und bei diesem allem fehlte noch die Hauptsache, die Gedanken. Jedenfalls steht deshalb die erste Periode noch weit über der zweiten, aber man sieht hieraus, wie man, hat man noch nicht festen Fuß gefaßt, von Extrem zu Extrem wankt und erst in der goldenen Mittelstraße seine Ruhe findet. –

Nun habe ich genug geschrieben, kommt, laßt uns ein wenig die Stadt beschauen. – Wollen einmal zum netten Jakobstor hineingehen. Wenn wir nun die schöne, breite Straße mit ihren altertümlichen Häusern herabgehen, so kommen wir auf den Marktplatz. Sieh da, gleich vor dir steht das Rathaus. Wie groß es doch ist! Welche Ausdehnung! Seine vier Fronten bilden fast vier Straßen und mit seinem Türmchen ragt es düster in die Luft hinein. Dies dunkelfarbene Grau, diese altertümlichen Erker, lassen es mich immer nur mit Ehrfurcht betrachten. Wende nun deine Blicke rechts, da in der Mitte, das grüne Haus! Das ist die Pindersche Wohnung! Hier wohnen Rat Krugs, hierwohnt die Frau Großmama Pinder, die ehrwürdige Besitzerin des Hauses. In ihm soll einst Friedrich der Große logiert haben, ebenso Napoleon und ein großer Adler ist noch aus seiner Zeit da. (Nämlich ein Transparent! Bitte nicht an einen Vogel zu denken! Denn Napoleon glich auch so einem papiernen Adler. Wenn man die Lichter hinter ihm wegnahm, war er auch nur elend Papier und wurde in einen Winkel gesteckt! –) Links vom Rathaus siehst du die hohe, ehrwürdige Stadtkirche hervorragen. Vor derselben, sieh, welches erbärmliche Gebäude da steht! Ei, wenn es doch weggerissen würde, hemmt es nicht die ganze Aussicht auf das Gotteshaus?! – Hinter der Kirche steht das königliche Kreisgericht, das mit zwei hohen Giebeln auf den Markt ragt. Wollen an der Kirche vorübergehen; ein andermal haben wir mehr Zeit sie uns genau zu besehen. Laßt uns durch die Priestergasse spazieren! Gleich am Anfang steht die Knabenbürgerschule. Sie befindet sich jetzt in recht blühendem Zustande, den sie wohl am meisten ihrem Direktor, dem trefflichen Doktor Neumüller zu danken hat. Dicht daran stößt die Superintendentur. Da aber der liebe Herr Superintendent Jahr von hier nach Eisleben berufen ist, und dem Rufe Folge leistete, so steht die Stelle leer und wir erwarten mit Sehnsucht den neuen Geistlichen, Herrn Sup. Hammer. An diese Gebäude schließen sich die übrigen Priesterwohnungen an, bis zu der Lücke, mit der das Besitztum unsres Wirtes beginnt. Durch einen großen Torweg gelangen wir in den Hof mit seinen vielen Nebengebäuden bis wir das Wohnhaus, das mit seiner vorderen Front die Ecke der Neugasse bildet, erreichen. Gehen wir diese Straße weiter herunter, so erblicken wir alsbald das hohe, schöne Gebäude des Bürgermeister Rasch. Das Ende der Gasse bildet die stattliche Präsidentenwohnung, die jetzt Herr Pr. Koch innehat. Rechts von diesen steht ein nettes Haus, in das ich so oft gegangen und aus dem ich immer meine Kenntnisse um ein wenig bereichert nach Hause brachte. Es

ist nämlich des Herrn Weber Institut. In der nahen Kirche zu St. Othmar ist der liebe Mann nun als Pastor angestellt, behält aber trotzdem seine Schule bei, die aber nun in sein Amtsgebäude verlegt ist. – Also weiter! Vor diesen Häusern dehnen sich Rasenplätze und Baumgruppen aus, bis zum Salztore hin. Die Wachen an beiden Seiten sind mit einfachen dorischen Säulen geschmückt und gewähren einen stattlichen Anblick. Etwas weiter hinauf zeigen sich wieder ein paar sehr nette Häuser. Beide sind erst ganz kürzlich gebaut. Sie bilden den Anfang der Salzstraße. Lassen wir diese beiseite liegen und gehen unsren fröhern Weg fort, so kommen wir zur Lindenstraße, die in ihrer Mine eine mit Linden bepflanzte Allee bildet. Mitten in der Hälfte erhebt sie sich allmählich und bildet oben die Verbindung von Steinweg und Herrengasse. Letztere mit ihren düstern, altertümlichen Gebäuden, will ich noch erwähnen, da in ihr die Wohnung von Rat Pinders ist. Auch liegt die Domrichsche Buchhandlung in derselben. Den Teil des Rathauses, der in dieser Straße liegt, will ich noch erwähnen, weil in demselben häufig Konzerte und Bälle gegeben wurden.

– So, nun haben wir uns genug angesehen, ein andermal mehr. –

Ich war an dem Himmelfahrtstag in die Stadtkirche gegangen und hörte den erhabenen Chor aus dem Messias: das Halleluja! Mir war, als sollte ich mit einstimmen, deuchte mir doch, es sei der Jubelgesang der Engel unter dessen Brausen Jesus Christus gen Himmel führe. Als bald faßte ich den ernstlichen Entschluß, etwas Ähnliches zu komponieren. Sogleich nach der Kirche ging ich auch ans Werk und freute mich kindlich über jeden neuen Akkord, den ich erklingen ließ. Indem ich aber davon jahrelang nicht abließ, gewann ich doch sehr dabei, indem ich durch die Erlernung des Tongefüges etwas besser vom Blatte spielen lernte. Dies ist auch, was mich die vielen verschriebenen Bogen Notenpapier nicht dauern läßt. Ich empfing dadurch auch einen unauslöschen Haß gegen alle moderne Musik und alles, was nicht klassisch war. Mozart und Haydn, Schubert und Mendelssohn, Beethoven und Bach, das sind die Säulen, auf die sich nur deutsche Musik und ich gründete. Auch mehrere Oratorien hörte ich damals. Das tief ergreifende Requiem war das erste; wie mir die Worte »*Dies iae, dies illa*« durch Mark und Bein gingen. Aber das wahrhaft himmlische Benediktus!! – Die Proben besuchte ich sehr oft. Da die Seelenmesse gewöhnlich zum Totenfeste aufgeführt wurde, so fielen diese in die neblichen Herbstabende. In dem heiligen Halbdunkel der Domkirche saß ich sodann und lauschte den hehren Melodien. Hier muß ich den trefflichen Musikdirektor Wettig erwähnen, einen durch und durch tüchtigen Musiker, sowohl im Dirigieren als Komponieren. Seine kleine Kapelle hielt er immer in musterhafter Ordnung, die Chöre des Gesangvereins wurden von ihm ausgezeichnet eingeübt, aber er galt außerdem auch für den besten Lehrer in Naumburg. Seine Gemahlin, eine frühere Opernsängerin, trug auch viel dazu bei, die Musikaufführungen zu verschönern. Außer diesen haben wir noch zwei Direktoren in Naumburg, Otto Claudius, Dirigent der früheren Liedertafel, einen tüchtigen Komponisten, aber dabei einen höchst eitlen und eingebildeten Menschen; und Fuckel, der das Stadtmusikchor leitete. – Außerdem hörte ich noch Judas Makkabäus von Händel, und vor allem die Schöpfung von Haydn.

Dann war ich auch bei der Aufführung des zarten, sinnigen Sommernachtstraum von Mendelssohn. Diese wundervolle Ouvertüre! Mir ist's, als ob Elfen in mondbeglänzter Silbernacht den luftigen Reihen tanzten! Nun will ich aber weiter erzählen, denn es trat jetzt eine wichtige Epoche für mich ein. – Ich wurde Gymnasiast. –!! Wir wurden bei dem Herrn Dir. Förtsch, einem liebenvollen, guten Manne angemeldet, etwas examiniert und nach Quinta versetzt. Weiß ich doch, mit welchem Zagen ich zum ersten Male die kleine Pforte durchschritt, die mich in das Schulgebäude führt. Indes hatten wir uns alles viel schrecklicher vorgemalt, und diese Enttäuschung hatte den gewünschten Erfolg. Der Ordinarius von Quinta war der Herr Doktor Opitz, von seinen Eigenheiten auch wohl Doktor Oe!, der Augenverrenker oder der Dichter genannt. Daher folgender Vers:

Opitz terribili sonitu □ □! will er wohl! dixit!

Außerdem aber strebte er immer danach, unsre Kenntnisse zu bereichern, hatte auch wohl ausgezeichnete Kenntnisse, besaß aber gar nicht die Gabe, einem Schüler etwas klarzumachen. Was mir aber besonders wehtat, war der wahrhaft erbärmliche Religionsunterricht, der allerdings bis Tertia fortduerte. Aber das muß ich noch nachtragen: sobald ich Quintaner war, stellte sich auch schon etwas Quintanerstolz ein. Es ist eigentlich, daß, sind wir etwas vorgeschriften und haben eine höhere Stufe betreten, sogleich ein etwas Gesetztes in unserm Wesen bemerken wollen. Am deutlichsten tritt dies bei einem Tertianer ein. Man denkt sich in die Zahl der höhern Klassen aufgenommen und viele finden darin ein Privilegium, sich mit Zigarre und Stock sichtbar zu machen, und sich vor seinesgleichen auszuzeichnen. Bis jetzt kann ich mir nicht denken, daß man an dergleichen als Knabe wahrhaften Genuß empfinden kann; ich sehe beides nur für Eitelkeit an. – Bis jetzt war unser Leben in Naumburg ungetrübt dahingeflossen, wie ein klarer Bach. Doch plötzlich wurden die Fluten wieder schwärzlich, ein Gewitter tobte durch die Natur, ein Wolkenbruch ließ die dunkeln Gewässer anschwellen und brausend dahineilen. – Meine liebe Tante Auguste war schon in Röcken immer sehr krank gewesen, aber ihr Unwohlsein steigerte sich in Naumburg fürchterlich. Den Grund der Krankheit konnten mehrere Ärzte nicht bestimmen, aber darin waren sie sicher, daß an der Lunge eine Veränderung vorgehe. Die vielen Arzeneien wollten alle nicht helfen und die liebe Tante zehrte immer mehr ab. Nun waren die Hundstage herangekommen, und der Onkel Edmund aus Pobles wollte mich zu den Großeltern mitnehmen. Ich nahm von allen Abschied, auch von der lieben Tante. Wohl kann ich mich erinnern, wie sie weinte und ich mit ihr. Es war das letztemal, daß ich sie sah. † Eines Tages kam der Briefbote nach Pobles und brachte einen Brief. Mit einiger Angst harrte ich der Nachrichten. Als ich aber den Anfang gehört hatte, ging ich hinaus und weinte bitterlich. – Als ich nach ein paar Tagen nach Naumburg reiste, war sie schon begraben. † Nach dem Urteil der Ärzte, welche sie seziert hatten, war es die schwarze Krankheit, welche ihrem Leben ein Ende

machte. Der ganze eine Lungenflügel soll verzehrt gewesen sein. – Es ist eigentlich, daß gerade die Tante starb, als ich nicht da war, und wiederum meine Schwester abwesend war, als acht Monate darauf die Großmama starb. Diese liebe, ehrwürdige Matrone, die nun schon mehrere ihrer Kinder verloren hatte, wurde von dem letzten Todesfall sehr schmerzlich bewegt. In tiefer Trauer rief sie oftmals klagend: »Meine Auguste! Meine Auguste!« – Nach nicht langer Zeit folgte sie auch derselben nach. – Als der zweiundachtzigjährige Herr Rat Hunger begraben wurde, sprach sie mit Wehmut: Bald, bald werden wir uns wiedersehn! Acht Monate nach dem Tode der Tante Auguste, wurde sie auch eines Morgens plötzlich unwohl. Allmählich sank sie in einen sanften Schlummer, aber wir alle hatten nicht viel Hoffnung für ihr teures Leben. Die Mama sandte sogleich nach Lisbeth, die sich in Pobles aufhielt. Als diese abends ankam, fand sie die liebe Großmama nicht mehr lebend. Mittag um zwei Uhr war sie sanft eingeschlafen. Der himmlische Vater weiß, was ich damals geweint habe. – Da sie in Naumburg allgemein geehrt und geliebt war, war ihr Sarg mit Kränzen und Kreuzen ungemein geschmückt. – Es ist ein merkwürdiger Zug des menschlichen Herzen, daß, haben wir einen großen Verlust empfangen, uns nicht bemühen, denselben zu vergessen, sondern gerade uns denselben so oft als möglich vor die Seele führen. Es ist uns, als ob wir in dem öfteren Erzählen ordentlich Trost schöpften für unsren Schmerz. – Noch habe ich nicht erwähnt, daß ich während dieser Zeit nach Quarta versetzt wurde. Hier hatten wir als Ordinarius den Herrn Doktor Silber, einen Mann, den ich als Lehrer besonders sehr lieb gewonnen hatte. Sein geistreicher, fließender Vortrag, seine überall durchschimmernde Kenntnis, die er sich über alle Fächer des menschlichen Wissens durch und durch gründlich angeeignet hatte, zeichneten ihn sehr angenehm vor Opitz aus. Auch besaß er gerade das Talent, was diesem ganz fehlte, nämlich der Schüler Aufmerksamkeit zu fesseln. Bei ihm hatten wir die ersten griechischen Stunden, die uns allerdings sehr schwer fielen. Ebenso bereiteten mir Verse große Mühe und Schwierigkeit, obgleich ich sie sehr gern machte. Überhaupt hatten wir zuerst sehr viel zu arbeiten und ich kann mich erinnern, daß ich oft bis elf, zwölf (es war Winter) gearbeitet habe und doch noch um fünf Uhr aufstehen mußte. Diese erste Zeit verlebte ich schon in der neuen Wohnung. Nach der Großmama Tode hielten wir es für geratener uns zu trennen, so daß die Tante Rosalie ein andres Logis als wir bewohnte. Wir fanden eins in dem Hause der Frau Pastor Haarseim, einer emsigen, sehr pflichttreuen Lehrerin an der Bürgermädchen-Schule. Dicht an das nette Gebäude stößt ein geräumiger Garten mit vielen Lauben und Obstbäumen. Es war in den Hundstageferien, als wir einzogen. Auch das neue Pianoforte wurde zum erstenmal in der neuen Wohnung gespielt, da es erst zwei Tage vorher gekauft und das alte die Tante Rosalie bekommen hatte. Dicht vor der Gartentür steht die Marien- Magdalenen-Kirche, an der Herr Pastor Richter Geistlicher ist. Sie ist vor nicht langer Zeit wieder ausgebaut und recht nett mit Wandgemälden geschmückt. Von unsren Fenstern aus hatten wir eine sehr hübsche Aussicht. Die dichte, belaubte Allee, weiter hinaus die Weinberge des Spechzart und rechts das

altertümliche Marientor und der -turm. Besonders im Herbst, wenn die rauen Winde die Bäume der Blätter entlaubt hatten, konnten wir ganz deutlich die Feuer und die mannigfachen Feuerwerke sehen und das Jubeln, Knallen und Schießen der Winzer hören. Auch die recht nette Militärmusik genossen wir im Sommer jeden Morgen. Doch da fällt mir noch etwas ein, was ich im früheren Logis erlebt habe. Auch unser lieber König beeehrte Naumburg mit seinem Besuch. Große Vorbereitungen waren hierzu getroffen. Die ganze Schuljugend war mit schwarzen und weißen Schleifen geschmückt und harrte sehnlich des kommenden Landesvaters. Auch wir waren auf dem Marktplatz um elf Uhr aufgestellt. Allmählich ergoß sich ein Regen über uns alle, der Himmel trübte sich und der König wollte nicht kommen. Es schlug zwölf, der König kam nicht; bei vielen Kindern stellte sich Hunger ein. Es regnete von neuem und alle Straßen wurden in Kot verwandelt. Es schlug eins, die Ungeduld stieg aufs höchste. Endlich, um zwei Uhr, begannen plötzlich die Glocken zu läuten, der Himmel lächelte mit Tränen im Blick nieder auf die freudig wogende Menge. Da hörten wir die Wagen rasseln, ein tobendes »Hurra« durchbrauste die Stadt. Jauchzend schwangen wir die Mützen und brüllten nach Vermögen unsrer Kehle mit. (Die ganzen Gewerbe Naumburgs waren mit Fahnen und Feierkleidern vom Jakobstor bis zur Herrenstraße aufgestellt.) Ein lustiger Wind setzte die unzähligen Fahnen, die von den Dächern herabwinkten, in Bewegung, die gesamten Glocken brummten, die mächtige Menschenmasse schrie und tobte und schob förmlich die Wagen nach dem Dom zu. Dort waren in den Kirchennischen eine große Anzahl Mädchen mit weißen Kleidern und Blumenkränzen im Haar aufgestellt. Der König stieg hier aus, belobte die Vorbereitungen und begab sich in die für ihn bereitete Wohnstätte. Den Abend war die ganze Stadt illuminiert. Ungemein viel Menschen durchwogten die Straßen. Die Kranzpyramiden am Rathaus und am Dom waren von unten bis oben mit Lämpchen bedeckt. Eine Menge Transparente zierten die Häuser. Auf dem Domplatze wurde Feuerwerk angezündet, so daß oft der düstere Dom in geisterhafter Beleuchtung vor uns stand. Am andern Morgen war Manöver bei Wethau. Ich versäumte auch nicht, mich dahin zu begeben. Da es das erstemal war, daß ich so etwas sah und mich damals für dergleichen sehr interessierte, so gefielen mir die schnellen Schwenkungen, Attacken und Rückzüge sehr. Noch muß ich erwähnen, daß der König sich unsern schönen Dom ansah und später für denselben zwei neue gemalte Glasfenster sandte, die indessen den alten weit nachstehen. – Noch etwas: Eines Tages kam Gustav zu mir und teilte mit erregter Miene mir mit, daß Sebastopol genommen sei. Nachdem alle Zweifel beseitigt waren, löste sich unsre Wut in augenblicklichen Zorn gegen die Russen, »daß sie den Malakoffturm nicht besser verteidigt hätten«. Kurzum, wir ärgerten uns im höchsten Grad. – In dem neuen Logis wurden wir sehr bald eingewöhnt. Indessen versäumten wir nie, alle Ferien zu verreisen. Gewöhnlich nach Pobles: Der liebe, ernste aber auch heitere Großpapa, die so freundliche Großmama, Onkel und Tante, überhaupt die echt deutsche Gemütlichkeit, die in diesem Hause herrschte, zogen uns immer wieder hin und ließen uns diesen Ort sehr liebgewinnen. Am liebsten hielt

ich mich in des Großpapas Studierstube auf, und in den alten Büchern und Heften herumzustören, war meine größte Lust. In mancher Hinsicht war mir auch die Reise nach Schönefeld bei Leipzig sehr angenehm. Besonders, daß ich alle Tage nach Leipzig ging und hier Buch- und Notenhandlungen aufsuchte, auch mir Merkwürdigkeiten ansah, wie Auerbachs Keller, das tat ich doch sehr gern. Überhaupt war es so nett, so ohne Ziel und ohne Straßenkenntnis hinzulaufen, wohin das Glück mich führte. Dann der schöne Park, der freundliche Garten, die Badestube – ist das nicht alles sehr angenehm? Auch waren wir einmal in Deutschental, einem Dorf bei Halle. Fast alle Tage fuhren wir nach dem salzigen See bei Eisleben, wo wir badeten. O es ist wonnig, sich dem lauen Wasser des Sommers hinzugeben. Besonders empfand ich dies, als ich später schwimmen lernte. Sich der Strömung zu überlassen, und ohne Mühe auf den weichen Fluten hinzugleiten, kann man sich etwas Lieblicheres denken? Dazu erachte ich das Schwimmen nicht nur für angenehm, sondern auch in Gefahren sehr nützlich und für den Körper sehr stärkend und erfrischend. Es ist Jünglingen nicht genug zu empfehlen. Seine Stelle vertrat im Winter das Schlittschuhlaufen. Es ist geradezu etwas Überirdisches, mit geflügeltem Fuß über die kristalline Fläche hinzugleiten. Wenn dazu der Mond seine silbernen Strahlen sendet, so gleichen solche Abende auf dem Eis Zauber nächten. Ringsum die lautlose Stille, die nur durch das Krachen des Eises und den tönenden Klang der Fahrenden unterbrochen wird, hat etwas Majestätisches in sich, das wir vergebens in Sommernächten suchen. Aber doch bleibt das Weihnachtsfest der seligste Abend des Jahres. Mit wahrhaft überseliger Freude harrte ich schon lange darauf, aber die letzten Tage konnte ich kaum mehr warten. Minute für Minute verging und so lang kamen mir die Tage im ganzen Jahre nicht vor. Eigentlich war, daß, wenn ich einmal rechte Sehnsucht hatte, mir alsbald einen Weihnachtszettel schrieb und mich dadurch förmlich in den Augenblick hineinversetzte, an dem sich die Tür öffnete und der leuchtende Christbaum uns entgegenstrahlte. In einer kleinen Festschrift schrieb ich hierüber: »Wie herrlich steht der Tannenbaum, dessen Spitze ein Engel ziert, vor uns, hindeutend auf den Stammbaum Christi, dessen Krone der Herr selbst war. Wie hell strahlt der Lichter Menge, sinnbildlich das durch die Geburt Jesu erzeugte Hellwerden unter den Menschen vorstellend. Wie verlockend lachen uns die rotwangigen Äpfel an, an die Vertreibung aus dem Paradies erinnernd! Und siehe! An der Wurzel des Baumes das Christkindlein in der Krippe; umgeben von Joseph und Maria und den anbetenden Hirten! Wie doch jene den Blick voll inniger Zuversicht auf das Kindlein werfen! Möchten doch auch wir uns so ganz dem Herrn hingeben!« – – – Wenn nicht ganz so herrlich, aber doch ähnlich, ist das Geburtstagsfest. Aber was ist die Ursache, daß wir nicht so wie am Christfest von Freude durchdrungen sind? Erstens fehlt ganz jene hohe Bedeutung, die dies erstgenannte über alle andern Feste erhebt. Dann aber betrifft es nicht nur uns allein, sondern überhaupt die gesamte Menschheit, Arme und Reiche, Kleine und Große, Niedrige und Hohe. Und gerade diese allgemeine Freude vermehrt unsre eigne Stimmung. Kann man sich doch mit jedem darüber besprechen, sind ja doch alle Menschen

gleichsam Mitharrende. Dann beachte man auch die Lage, so daß es, sozusagen, den Kulminationspunkt des Jahres bildet, bedenke man jene nächtliche Stunde, wie überhaupt die Seele am Abend viel erregter ist, und endlich jene ganz außergewöhnliche Feierlichkeit, mit der dieses Fest geehrt wird. Das Geburtstagsfest ist mehr Familienfest, Weihnachten ist aber das Fest der gesamten Christenheit. Aber dennoch habe ich meinen Ehrentag sehr lieb. Da er mit dem Geburtstag unsers lieben Königs zusammenfällt, so werde ich des Morgens schon mit Militärmusik geweckt. Nach beendigter Bescherungszeremonie wenden wir uns zur Kirche hin. Ist die Predigt auch nicht für mich geschrieben, so ziehe ich mir doch das Beste heraus und wende es auf mich an. Dann versammeln wir uns zur großen Schulfreierlichkeit. Nach einer gewöhnlich langweiligen Rede eines Lehrers tragen noch mehrere Schüler ihre eigenen Aufsätze vor und empfangen dann zur Belohnung einige Bücher. Zum Schluß wurde noch ein herzliches, vaterländisches Lied gesungen und der Direktor *concilium dimisit*. Nun aber begann für mich die frohe Zeit. Meine Freunde kamen und wir verlebten zusammen einen heitren Nachmittag. – Bevor ich nun die dritte Periode meiner Gedichte behandle, will ich erst noch meine Gedanken über Musik anfügen (in Sentenzen).

Über Musik

Gott hat uns die Musik gegeben, damit wir *erstens*, durch sie nach oben geleitet werden. Die Musik vereint alle Eigenschaften in sich, sie kann erheben, sie kann tändeln, sie kann uns aufheiten, ja sie vermag mit ihren sanften, wehmütigen Tönen das rohesten Gemüt zu brechen. Aber ihre Hauptbestimmung ist, daß sie unsre Gedanken auf Höheres leitet, daß sie uns erhebt, sogar erschüttert. Vorzüglich ist dies der Zweck der Kirchenmusik. Indes muß man bedauern, wie sich diese Gattung der Musik immer mehr von ihrer Hauptbestimmung entfernt. Hierzu gehören auch die Choräle. Aber es existiert jetzt so mancher Choral, der mit seiner schleppenden Melodie so ungemein von der Stärke und Kraft der älteren abweicht. Dann aber erheitert sich auch das Gemüt und vertreibt die trüben Gedanken. Über wen kommt nicht ein stiller, klarer Frieden, wenn er die einfachen Melodien Haydns hört! Die Tonkunst redet oft in Tönen eindringlicher als die Poesie in Worten zu uns und ergreift die geheimsten Falten des Herzens. Aber alles was uns Gott schenkt, kann uns nur dadurch zum Segen gereichen, wenn wir es richtig und weise anwenden. So erhebt der Gesang unser Wesen und führet es zum Guten und Wahren. Wird aber die Musik nur zur Belustigung gebraucht oder um sich sehen zu lassen vor den Menschen, so ist sie sündlich und schädlich. Und doch findet man gerade dieses so häufig, ja fast die ganze moderne Musik trägt die Spuren davon. Eine andre recht traurige Erscheinung ist, daß viele neuere Komponisten sich bemühen, dunkel zu schreiben. Aber gerade solche künstlichen Perioden, die vielleicht den Kenner entzücken, lassen das gesunde Menschenohr kalt. Vorzüglich diese sogenannte Zukunftsmusik eines Liszt, Berlioz, sucht etwas darin, so eigentümliche

Stellen wie nur möglich zu zeigen. – Auch gewährt die Musik eine angenehme Unterhaltung und bewahrt jeden, der sich dafür interessiert, vor Langeweile. Man muß alle Menschen, die sie verachten, als geistlose, den Tieren ähnliche Geschöpfe betrachten. Immer sei diese herrlichste Gabe Gottes meine Begleiterin auf meinem Lebenswege und ich kann mich glücklich preisen, sie liebgewonnen zu haben. Ewig Dank sei Gott von uns gesungen, der diesen schönen Genuß uns darbietet! – –

In der dritten Periode meiner Gedichte versuchte ich die erste und die zweite zu verbinden, d. h. Lieblichkeit mit Kraft zu vereinen. Inwieweit mir dies gelungen ist, weiß ich selbst noch nicht zu bestimmen. Diese Periode begann mit dem 2. Februar 1858. An diesem Tage nämlich ist meiner lieben Mutter Geburtstag. Gewöhnlich pflegte ich ihr eine kleine Sammlung Gedichte zu überreichen. Von da an nahm ich mir vor, mich etwas mehr in der Poesie zu üben, und wenn es geht, womöglich jeden Abend ein Gedicht zu machen. Dieses führte ich ein paar Wochen hindurch aus und jedesmal gewährte es mir große Freude, wenn ich wieder ein neues Geistesprodukt vor mir liegen sah. Auch versuchte ich einmal, so einfach wie möglich zu schreiben, aber bald ließ ich es sein. Denn ein Gedicht, das vollendet sein soll, muß allerdings so einfach wie möglich sein, aber dennoch muß die wahre Poesie auf jedem Worte liegen. Ein gedankenleeres Gedicht, das mit Phrasen und Bildern überdeckt ist, gleicht einem rotwangigen Apfel, der im Innern den Wurm hat. Redensarten müssen in einer Dichtung vollständig fehlen; denn der häufige Gebrauch von Phrasen zeugt von einem Kopf, der nicht fähig ist, selbst etwas zu schaffen. Man muß überhaupt bei dem Schreiben eines Werks vorzüglich die Gedanken berücksichtigen; eine Nachlässigkeit im Stil verzeiht man eher, als eine verwirrte Idee. Ein Muster hiervon sind die goethischen Gedichte in ihren goldklaren, tiefen Gedanken. – Die Jugend, der noch *eigne* Gedanken fehlen, sucht ihre Ideenleere hinter einem schillernden, glänzenden Stil zu verbergen. Gleicht hierin die Poesie nicht der *modernen* Musik? Ebenso wird hieraus alsbald eine Zukunftspoesie werden. Man wird in den eigentümlichsten Bildern reden; man wird wirre Gedanken mit dunkeln, aber erhaben klingenden Beweisen belegen, man wird kurzum Werke im Stil des Faust (zweiten Teil) schreiben, nur daß eben die Gedanken dieses Stücks fehlen. *Dixi!!*

Ich will nun ein Verzeichnis meiner Gedichte folgen lassen:

1855-56

1. I. Geburtstagslied. »Ich bringe Dir«
2. Meeressturm. »Eine drückende«
3. Elegie. »Schweigend in der Abenddämmerung«
4. Überfall. »Nachts um zehn Uhr«
5. Rettung. »Still neigte sich die«

6. Cyri Jugendjahre. »Astyages der«
7. Schiffbruch. »Ein Schifflein fährt«
8. Gewitter. »Eine Schauerregenflut«
9. II. Vergänglichkeit des Glücks
10. Messenische Kriege. »Schwarze Wolken«
11. Andromeda. »Wer hat noch nicht von«
12. Cekrops. »Auf dem weiten großen«
13. Abendlied
14. Argonautenzug

1857

15. III. Geburtstagslied. »Laßt uns Gott«
16. Alfonso in 5 Gesängen. »Auf des Schlosses«
17. Dryope. »O sieh diesen bläulichen See«
18. Choral. »Jesu, deine bittren Leiden«

Nachtrag zu I und II

19. Leonidas und Telakeus. »Melden will«
20. Ringgraf. »Ringgraf, ein Herr von«
21. In der Nacht. »Auf dem Meere ist«
22. Die Götter vom Olymp. »Seht Götter«
23. Sebastopol. »Auf der Südseite der«

1858

24. Geburtstags-Gedicht. »Mit hoher Freude«
25. Der Winter in 5 Gesängen. »Es kommt«
26. Ein Gewitter. »Es herrscht eine Schwüle«
27. Nach Pforta. »Bei Naumburg im«
28. Wohin? »Ihr Vöglein in den Lüften«
29. Seesturm. »Ein Wetter nahet dumpf«
30. Die Lerche. »Wenn die Bergesspitzen«
31. An den Nebel. »Wunderbar Gebilde«
32. Dort möcht ich sein. »Dort wo von«
33. Osterfeier. »Ich lag auf weichem«
34. Der Nachtigall Klage. »Durch die Dunkelheit«
35. Am Morgen. »Ein goldner Purpursaum«
36. Die Jagd. »Es sprengt aus der Veste«
37. Fata morgana. »Wenn ich allein bin«
38. Schönburg. »Es steht auf steilen«
39. Auf dem Eise. »Elfen im Mondenschein«
40. Hektors Abschied. »O Hektor, hörest du«
41. Zwei Lerchen. »Ich hörte zwei Lerchen«

42. Ahnfrau. »Sieh, meinen Gang hemmt«
43. Medea. »Iason hatte schon das Meer«
44. Conradin. »Vor dem Tore von Neapel«
45. Barbarossa. »Der alte Barbarossa ruht«
46. Im Sommer. »Als der Sommer kommen«

– Dies sind nicht die einzigen. Ich habe sie bloß in der Auswahl hingeschrieben, aber auch von den älteren mehrere, deren ich mich wohl noch erinnere, sie jedoch nicht mehr besitze. Auch habe ich zwei kleine Schauspiele im Verein mit Wilhelm geschrieben. Das eine von diesen heißt: Die Götter vom Olymp. Wir haben es einstmais aufgeführt, aber obgleich es nicht recht gelang, hat es uns doch großen Spaß bereitet. Die silbernen und goldenen Panzer, Schilder und Helme, ebenso die prächtigen, von überall her geholten Anzüge der Göttinnen spielten eine große Rolle. Das andere Stück hieß: Orkadal, ein Trauerspiel oder vielmehr, eine Ritter- und Geistergeschichte, so ganz aus Banketten, Gefechten, Morden, Gespenstern und Wunderzeichen zusammengefügt. Wir hatten schon Vorbereitungen dazu gemacht, ich hatte eine rasende, vierhändige Ouvertüre komponiert, da verfiel allmählich der ganze Plan. Ebenso ging es dem späteren Stück: Die Eroberung Trojas, welches bis zum zweiten Akt vollendet war und aus Götterzänkereien bestand. Manche solche Entschlüsse, so einen sogar zu einer Novelle: Tod und Verderben, faßte ich, als ich im letzten Semester von Quarta wegen Kopfschmerzen nicht die Schule besuchen durfte. Ich ging da alle Vormittage über den Spechzart und ersann dabei mancherlei, das aber selten zur Ausführung kam. Auch mein Freund Wilhelm Pinder war nicht lange vorher bedeutend krank gewesen und hielt sich deshalb im Seebad Heringsdorf auf. So war ich während dieser Zeit sehr allein, da Gustav der Schule halber nicht viel Zeit hatte, mich zu besuchen. Ich besuchte dann mit Wilhelm, welcher auch wieder zurückgekehrt war, von neuem die Schule und wurde dann nach einem ziemlich günstigen Examen nach Tertia versetzt. So stehe ich denn am Ende meines zweiten Lebensabschnittes und ich erlaube mir noch einige Blicke zurückzuwerfen auf die dreizehn verflossenen Jahre. Mit dem neuen Buche wird dann auch mein Tertianerleben beginnen. – –

Rückblick

Ich habe nun schon so manches erfahren. Freudiges und Trauriges, Erheiterndes und Betrübendes, aber in allem hat mich Gott sicher geleitet wie ein Vater sein schwaches Kindlein. Viel Schmerzliches hat er mir schon auferlegt, aber in allem erkenne ich mit Ehrfurcht seine hehre Macht, die alles herrlich hinausführt. Ich habe es fest in mir beschlossen, mich seinem Dienste auf immer zu widmen. Gebe der liebe Herr mir Kraft und Stärke zu meinem Vorhaben und behüte mich auf meinem Lebenswege. Kindlich vertraue ich auf seine Gnade: Er wird uns insgesamt bewahren, auf daß kein Unfall uns betrübe. Aber sein heiliger Wille geschehe! Alles was er gibt, will ich freudig hinnehmen, Glück und Unglück, Armut und Reichtum und kühn selbst dem Tod ins Auge schauen, der uns alle

einstmals vereinen wird zu ewiger Freude und Seligkeit. Ja, lieber Herr,
laß dein Antlitz über uns leuchten ewiglich! Amen!!

So habe ich denn mein erstes Heft beschlossen und ich blicke mit
Freude auf es zurück. Ich habe es mit großer Freudigkeit geschrieben und
bin dabei nicht müde geworden. Es ist etwas gar zu Schönes, sich
späterhin seine ersten Lebensjahre vor die Seele zu führen und die
Ausbildung der Seele daran zu erkennen. Ich habe hier ganz der Wahrheit
getreu erzählt, ohne Dichtung und poetische Ausschmückung. Daß ich
mitunter etwas nachgetragen habe, ja noch nachtragen werde, wird man
mir bei der Größe des Werks verzeihen. Könnte ich doch noch recht viel
solche Bändchen schreiben!

Ein Spiegel ist das Leben.
In ihm *sich* zu erkennen,
Möcht ich das erste nennen,
Wonach wir nur auch streben!!

Geschrieben vom 18. August bis I. September 1858

Mein Leben

Meine frühste Jugendzeit floß still und ungetrübt dahin und umsäuselte
mich sanft gleich einem süßen Traum. Der Friede und die Ruhe, die über
einem Pfarrhause schwebt, drückte ihre tiefen, unauslöschen Spuren in
mein Gemüt ein, wie man denn überhaupt findet, daß die ersten
Eindrücke, welche die Seele empfängt, unvergänglich sind. Da aber
verdüsterte sich plötzlich der Himmel; mein geliebter Vater erkrankte
schwer und anhaltend. So trat auf einmal Angst und Spannung an die
Stelle des heitern, goldenen Friedens, des ruhigen Familienglücks. Endlich
nach langer Zeit geschah das Schreckliche: Mein Vater starb! Noch jetzt
berührt mich der Gedanke daran innigst und schmerzlich; damals
erkannte ich die ungeheure Wichtigkeit dieses Ereignisses noch nicht so,
wie jetzt. – Wenn ein Baum seiner Krone beraubt wird, so sieht er öd und
traurig aus. Schlaff hängen die Zweige zur Erde nieder; die Vöglein
verlassen die dünnen Äste und alles rege Leben ist verschwunden. Und
stand es nicht ebenso mit unsrer Familie? Alle Freude war vorüber;
Schmerz und Trauer waren an ihrer Stelle. – Nach einem halben Jahr
verließen wir das friedliche Dorf; ich war nun ohne Vater, ohne Heimat.
Naumburg bot uns zwar eine neue Wohnstätte dar; viel Liebe und Segen
bescherte uns Gott auch hier; aber immer wird mein Sinnen nach dem
teuren Vaterhaus hingezogen und auf Flügeln der Wehmut eile ich oft
dahin, wo mein erstes Glück einst still erblühte. –

In Naumburg begann ich nun einen neuen Lebensabschnitt. Hier
gewann ich meine lieben Freunde P. und K., die mir Naumburg für immer
lieb und teuer machten. Obschon auch an diesem Ort manche
Unglücksfälle unsre Familie trafen, so war doch in allem Gottes segnende
Hand zu erkennen. Nachdem ich einige Zeit auf einem Institut vorbereitet
worden war, wurde ich in das Domgymnasium aufgenommen. Treue

Lehrer waren hier beständig bemüht, unser Wissen zu mehren und zu fördern. Aber auch das Verhältnis der Schüler gegen- und die rege Teilnahme füreinander, machten mir diese Anstalt sehr wert und teuer. Ich befand mich hier recht wohl und wäre sicher bis zur Universität hier geblieben, wenn es nicht Gottes weiser Rat anders beschlossen hätte. Denn plötzlich wurde uns eine Freistelle von Pforta angetragen. Nun, der Vater im Himmel wird mich auch hier an seiner Hand führen und leiten. –

[Aus dem Jahre 1859]*

Porta coeli locus appellatus est, quem nunc habito. In regione, jucunda et montibus circumdata sita et variis rebus insignis, amata est primis annis a me. Sed tempora mutantur; quae cupiebam, vera facta sunt et in hac regione, quam aspectu tantum cognovi, per sexennium moror.

Pforta, d. 6. 2. 59

In Jena*

Ich hatte meine Ferien unglücklicherweise mit zwei Übeln begonnen, die mich am Ausgehen verhinderten. Als ich nun einigermaßen wiederhergestellt war, dachte ich ernstlich darüber nach auf welche Weise ich meine Ferien am besten benutzen könnte. Verreisen wollte ich auf jeden Fall, aber wohin, war die bedenkliche Frage; denn ich wünschte Verwandte, die mir womöglich noch unbekannt waren, zu besuchen. Endlich fiel mir ein, daß ich meinen Onkel, den Herrn Oberbürgermeister kaum einmal vor vielen Jahren gesehen und noch gar nicht näher kennengelernt habe. Schnell war der Plan gefaßt und schon am andern Tag saß ich auf der Eisenbahn und wurde bei meiner Ankunft in Apolda sogleich durch einen Omnibus nach Jena transportiert. Die Sonne brannte auf den lederbeschlagenen Sitzen, als ob wir auf einem Rost säßen. Endlich wand sich der Weg zwischen zwei Bergreihen, von denen die eine in reichlichem Getreide prangte, die andere aber kahl und öde ein trauriges Bild der Verödung darbot. Endlich sahen wir in der Ferne die Türme der Stadt und über ihnen zwei Berggipfel hervorragen. Endlich hielt der Wagen vor der Wohnung des Onkels, und die Tante bewillkommnete mich sehr herzlich, da der Onkel gerade Geschäfte hatte. Noch denselben Abend machte ich einige Bekanntschaft mit der Umgebung der Stadt, den Promenaden und Anlagen. Den folgenden Tag besuchten wir zusammen das Dörfchen Lichtenhain, berühmt durch sein gutes Bier. Da dieser Ort ein sehr besuchter Aufenthalt der Jenenser Studenten ist, so sind alle Bewohner auf Gäste vorbereitet. Ähnlich ist es auch bei Ziegenhain, einem Dörfchen, welches besonders des Fuchsturms wegen so bekannt ist. Über diesen Überrest einer alten Burg gehen verschiedene Volkssagen; die bekannteste ist folgende:...

Einer der schönsten Punkte Jenas ist die Kunitzburg, welche wir nicht unterließen zu besuchen. Wir gingen erst eine lange Zeit an dem Ufer der Saale hin und kamen endlich nach dem Dorf Kunitz. Hier ließen wir uns den Weg sagen, und man wies uns auf den etwas näheren aber bei

weitem beschwerlicheren. Es kostete eine ungeheure Mühe, besonders da wir plötzlich den Fußsteig verloren und ohne Weg und Steg hinaufklettern mußten. Oben angelangt konnten wir das schöne Schauspiel des Sonnenuntergangs genießen. - - -

Jena selbst hat mehrere Reize. Ich will hier nur eine vorzügliche Badeanstalt erwähnen, die ich auch häufig benutzte. Dann sind an allen Häusern, wo berühmte Männer (und deren sind viele) gewohnt haben, Täfelchen mit den Namen der Betreffenden angeschlagen. Es machte mir besonderes Vergnügen die größten Häupter unserer Nation, wie Luther, Goethe, Schiller, Klopstock, Winkelmann und viele andere aufzusuchen.

Pforta

Den 6. August 1859

Wider das Heimweh, (nach Prof. Buddensieg)

1. Wenn wir etwas Tüchtiges lernen wollen, können wir nicht immer zu Hause bleiben.

2. Das wollen die lieben Eltern nicht; wir fügen uns deshalb in den Willen der Eltern.

3. Unsre Lieben sind in Gottes Hand; wir sind immer von ihren Gedanken begleitet.

4. Wenn wir tüchtig arbeiten, so vergehen traurige Gedanken.

5. Hilft das alles nicht, so bete zu Gott dem Herrn.

- Als heute abend Prof. Steinhardt unserer Abiturienten gedachte, erwähnte er auch die drohende Kriegsgefahr, die bald alle aus unserm Kreise vor der gesetzlichen Zeit und aus ihrer Karriere gerissen hätte. Sie hatten sich aber bloß in Naumburg stellen müssen und deshalb sechs Tage ihrer Ferien eingebüßt. -

- Als ich in Jena war, erfuhr ich die telegraphische Depesche vom Schluß des Friedens zuerst. Es war dennoch keine rechte Friedensfreude; man fürchtet, der Löwe zieht sich zurück, um Kraft zu neuem Anlaufe zu fassen. -

- Wir haben heute wieder frei gebadet. Das Wasser war ungewöhnlich flach; man konnte weit und breit über die Saale gehen. Es war auch ungemein warm. -

- Die Schwimmprobe habe ich noch nicht gemacht; ich fürchte mich immer vor Blamage. -

- Mein Onkel Edmund ist nach Corensen versetzt, einem Dorf im Unterharz bei Vipra und Mansfeld. Ich freue mich sehr darauf, ihn einmal besuchen zu können. Aber leider wird meine Mama in sechs Wochen auch dahin gehen und dem Onkel die Wirtschaft einrichten und erst Weihnachten zurückkommen. Ich werde dann nicht mehr Almrich zum Sonntagsbesuch wählen dürfen. - Allerdings wird Mad. Laubscher öfters nach Almrich kommen. Es ist dies eine geborene Schweizerin, gibt in Naumburg Privatstunden und hat Pensionärinnen. Ihr Mann ist ein Franzose, von ganz vorzüglichem Charakter, aber in sich geschlossen, so daß man ihn fast für unaufmerksam in Gesellschaften halten könnte, wenn

er nicht mitunter durch treffende, sogar geistreiche Fragen das Gegenteil lehrte. –

Den 7. August

– Heute ist der erste Sonntag, den ich wiederum in Pforta verlebe. Aber merkwürdig; die wahre Sonntagsweihe fehlt mir. –

– Ich gehe heute nach Almrich, wo die Mama mit Lisbeth sein wird. Es ist dies eigentlich nur Aufenthalt der Primaner; aber wenn Eltern dahin kommen, können sie es den Söhnen nicht verwehren. Die andern pflegen nach Kösen zu gehn: gewöhnlich zu Haemerling in die Konditorei. Indessen gibt es doch auch viele, die in dem Walde ihre Sonntagserquickung finden. –

– Mein Obergesell Krämer kommt gewöhnlich mit nach Almrich und besucht die Mama. Es ist ein sehr liebenswürdiger Charakter, der mich von allen Primanern am meisten anspricht. Ich habe mich vor dem Weggang in die Hundstage in sein Stammbuch geschrieben und von ihm auf immer Abschied genommen, aber nun ist er doch wieder da. –

– Mein Geburtstag ist nun in wenigen Monaten; ich bin noch nicht einig, was ich mir wünschen werde. Entweder Gaudys, Kleists Werke oder Tristram Shandy von Sterne. –

Krämer konnte nicht mit nach Almrich kommen; ich ging deshalb allein hin. Ich fand dort die liebe Mama mit Lisbeth, Onkel Oskar, Herrn v. Busch und später kamen noch mehrere Naumburger Primaner hinzu. Als ich ein falsches Gerücht über die Zahl der Abiturienten von Naumburg, mit denen es unsicher stehe, angab, äußerte einer: Die Pförtner haben auch nichts anderes, worüber sie sprechen können; und in ähnlicher Weise stichelten sie fortwährend auf Pforta. Ich habe zu allem geschwiegen; auch Schweigen ist eine Antwort und sie sollen doch sehen, daß ich in Pforta schwiegen gelernt habe. –

– Ich weiß gar nicht, wie es in den paar Tagen der Michaelisferien mit mir werden wird. Mama ist nicht zu Hause und ich werde wahrscheinlich zu Hause schlafen und bei den Tanten essen. –

– Die Hitze war heute nicht so bedeutend wie gewöhnlich. –

Den 8. August

– Heute gibt es mehrere Repetitionen; deshalb ist es ein schlimmer Tag. Erstens eine Geschichtsrepetition vom peloponnesischen Krieg bis Alexander. Zweitens eine griechische Grammatikrepetition und drittens eine Geographierepetition über alle Teile der Erde außer Europa und Australien. Glück zu!

– Die Geschichtsrepetition ging glücklich vorüber oder kam vielmehr gar nicht her; denn es wurde über Alexanders Zug diktiert. – Wenn es doch auch so mit den übrigen ginge! –

– Um zwei Uhr. Es ist uns auch so ergangen. Welche Freude! Es ist nämlich eine sehr lobenswerte Einrichtung in Pforta, daß, wenn die Hitze über 24 Grad steigt, die Nachmittagslektionen ausfallen und der ganze Coetus baden geht, was man in der Alumnensprache Kommunschwemme nennt. Solch ein Fall ist heute. Es ist drückend heiß; man kann es im

Schulgarten nicht aushalten. Wir haben von zwei bis vier Repetierstunde und um fünf gehen wir baden. Welche Wonne, sich heute in den Fluten abzukühlen! –

– Es ist wohl im Augenblick angenehmer, wenn man Ostern rezipiert wird, aber bei weitem erfolgreicher ist es doch zu Michael. Wenn uns auch nicht die Frühlingsnatur entgegenlacht, wenn man sogar lange nicht soviel Freiheiten wie im Sommer besitzt, so kann man doch wieder im Winter mehr arbeiten und späterhin, wenn jene Zeit in Pforta wiederkommt, wo alles prangt und blüht, erschließen sich uns viele Annehmlichkeiten. Wenn ich allein der vielen Vorräte der Alten vor den Novizen im Sommer gedenke beim Kegelschieben und in der Klasse, wünschte ich schon zu Michael aufgenommen zu werden. –

– Ich habe beschlossen, mir Tristram Shandys Leben und Meinungen selbst zu kaufen und Don Quixote mir zum Geburtstag zu wünschen. Ich hoffe in sechs Wochen das nötige Geld, die zwanzig Silbergroschen zu besitzen. –

Den 9. August

Ich will jetzt versuchen, ein Bild von dem ganz gewöhnlichen Leben in Pforta zu geben, da ich sonst wenig oder gar nichts zu erzählen habe. – Also – früh um vier Uhr wird der Schlafsaal aufgeschlossen und von da an steht es einem jeden frei aufzustehen. Aber um fünf Uhr müssen alle andern, mit der gewöhnlichen Schulglocke wird geläutet, die Schlafsaalinspektoren rufen dröhrend: »Steht auf, steht auf, macht daß ihr herauskommt!« und bestrafen auch wohl die, welche sich nicht so leicht aus den Federn herausfinden können. Dann ziehen sich alle so schnell und so leicht wie möglich an und eilen dann in die Waschstube, um noch einen Platz zu bekommen, bevor es zu voll wird. Zehn Minuten nach der kurzen Zeit des Aufstehens und Anziehens geht es wieder heraus in die Stuben, wo sich jeder ordentlich ankleidet. Fünf Minuten vor halb wird zum ersten Male zum Gebet geläutet und zum zweiten Male muß man in den Betsaal. Hier halten, bevor der Lehrer kommt, die Inspektoren auf Ruhe, verbieten das Sprechen und animieren die Primaner, die gewöhnlich viel später kommen, sich zu setzen. Dann erscheint der Lehrer mit dem ihn begleitenden Famulus, und die Inspektoren geben an, ob ihre Bänke vollzählig sind. Dann ertönt die Orgel, und nach kurzem Vorspiel erklingt ein Morgenlied. Dann liest der Lehrer einen Abschnitt aus dem Neuen Testament, mitunter auch noch ein geistliches Lied, spricht das Vaterunser und der Schlußvers beschließt die Versammlung. Dann gehen alle auf ihre Stuben, wo Kannen mit warmer Milch und Semmeln harren. Punkt sechs ertönt die Glocke zur Klasse. Jeder nimmt seine Bücher und geht dahin und bleibt bis sieben Uhr. Dann folgt eine Arbeitsstunde oder Repetierstunde, wie man sie nennt. Dann sind Lektionen bis zehn, darauf wieder eine Repetierstunde und endlich Klasse bis zwölf. Beim Schlusse jeder Lektion und Arbeitsstunde wird geläutet. Punkt zwölf trägt man schnell seine Bücher auf die Stube und eilt dann mit Serviette in den Kreuzgang.

Den 10. August

– Ich muß noch einiges über den gestrigen Tag nachtragen und deshalb kann ich in meiner Beschreibung nicht fortfahren. –

Es wurde wieder ungeheuer warm und dennoch keine Kommunschwemme. Auch nicht einmal baden wurde gegangen. In den Nachmittagslektionen war es ungemein schwül. Endlich um halb sechs hatte sich der ganze Himmel mit Wolken überzogen. Bald rollte dumpfer Donner dahin, bald leuchteten grelle Blitze, bald strömte eine Regenflut zur matten Erde nieder. Dies Gewitter zog sich, obwohl ziemlich schwach, noch lange Zeit hin. Auch nach Tische, in der Schulgartenfreizeit, regnete es, so daß alle im Schulhause bleiben mußten. Aber so ungemütlich wie den Abend war es mir nach den Hundstagen noch nicht. Ich sehnte mich nach Naumburg, nach meinen Freunden, mit denen ich mich in solchen Stunden angenehm unterhalten konnte, und hier hatte ich niemand! Das ganze Schulhaus kam mir so öde, so traurig vor, und das Düster, das sich überall verbreitete, ließ nur nur glückliche Bilder aus den Ferien vor den Augen erscheinen! O Weihnachten, o Weihnachten, wie weit, wie weit!!

Es ist heute morgen bedeutend kühler als alle Tage vorher. Der Himmel sieht regnerisch aus; mir ist wieder nicht sehr gemütlich; ich freue mich auf den Sonntag, aber die Woche vergeht so ungemein langsam. Es ist wahr; trübes Wetter weckt trübe Gedanken; düsterer Himmel macht die Seele düster, und weint der Himmel, so vergießt auch mein Auge Tränen. Ach, in meiner Seele erwacht das bittere Gefühl des Herbstanfangs. Ich kann mich noch eines Tages aus vorigem Jahre erinnern, wie ich noch in Naumburg war. Ich ging da allein vor dem Marientor spazieren; der Wind strich über die kahlen Stoppelfelder, die Blätter fielen gelb zu Boden und mich durchdrang es so schmerzlich: der blühende Lenz, der glühende Sommer, sie sind dahin! Auf immer dahin! Bald wird der weiße Schnee die sterbende Natur begraben!

Das Laub fällt von den Bäumen,
Der wilden Winde Raub;
Das Leben mit seinen Träumen
Vergeht zu Asch und Staub!

Den 11. August

– Auch heute hat die Sonne noch nicht die Nebel- und Wolkenhüllen durchbrochen; es ist heute Studentag oder nach dem alten Brauche, eine Stunde länger schlafen zu können. Ausschlafetag. Da sind nun von morgens um sieben Uhr Repetierstunden bis zwölf, von zwei bis fünf wiederum und von fünf bis sieben schulgartenfrei. Solche Tage eignen sich vorzüglich zu längeren Privatarbeiten. Die Lesestunden fallen übrigens immer aus. –

– Es ist eigenmäßig, wie rege die Phantasie im Traume ist; ich, der ich immer des Nachts Bänder von Gummi um die Füße trage, träumte, daß zwei Schlangen sich um meine Beine schlängelten, sofort greife ich der einen an den Kopf, wache auf und fühle, daß ich ein Strumpfband in der Hand habe. –

– Ich habe gestern ein kleines Gedicht gemacht, indem ich durch Gedanken an die Heimat daran dachte, wie es wohl einem sein möge, der keine Heimat habe. – Es folgt hier:

Ohne Heimat! – –

Flüchtge Rosse tragen
Mich ohn Furcht und Zagen
Durch die weite Fern.
Und wer mich sieht, der kennt mich
Und wer mich kennt, der nennt mich:
Den heimatslosen Herrn.
Heidideldi!
Verlaß mich nie!
Mein Glück, du heller Stern!

Niemand darf es wagen,
Mich danach zu fragen,
Wo mein Heimat sei:
Ich bin wohl nie gebunden
An Raum und flüchtge Stunden,
Bin wie der Aar so frei!
Heidideldi!
Verlaß mich nie!
Mein Glück, du holder Mai!

Daß ich einst soll sterben,
Küssen muß den herben
Tod, das glaub ich kaum:
Zum Grabe soll ich sinken
 Und nimmermehr dann trinken
 Des Lebens duftgen Schaum?
Heidideldi!
Verlaß mich nie!
Mein Glück, du bunter Traum!

Den 12. August

– Endlich habe ich nun die Schwimmprobe gemacht; da Sonnabend Schwimmfahrt ist, so wünschte ich gar zu sehr, sie noch zu machen. Auf dem Rückweg mußte ich noch bedeutend kämpfen, aber es ging doch noch. –

– Ich will übrigens heute die Fortsetzung von dem Leben in Pforta liefern. – In dem Kreuzgang stellt man sich tischweise auf, so daß zwölf je zu zweien hintereinander stehen und die Inspektoren gebieten Ruhe. Sobald der Lehrer im Zönakel ist, marschiert der 15. Tisch zuerst hinein

und dann die übrigen. Alle Fehlenden werden angegeben. Dann spricht einer der Inspektoren folgendes Gebet:

Herr Gott, himmlischer Vater, segne uns und diese deine Gaben, die wir jetzt von deiner milden Güte zu uns nehmen durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen.

Hier fällt der ganze Coetus mit dem alten lateinischen Gesänge ein:

*Gloria tibi trinitas,
Aequalis una deitas
Et ante omne saeculum
Et nunc et in perpetuum!*

Dann setzen sich alle und die Mahlzeit beginnt. Der Speisezettel für die Woche ist folgendermaßen:

Montag. Suppe, Rindfleisch und Gemüse, Obst

Dienstag. Suppe, Rindfleisch und Gemüse, Butter

Mittwoch. Suppe, Rindfleisch und Gemüse, Obst

Donnerstag. Suppe, Rindfleisch und Gemüse, Nierenbraten und Salat

Freitag. Suppe, Schweinebraten, Gemüse und Butter oder Klöße, Schweinebraten und Obst oder Linsen und Bratwurst und Butter

Sonnabend. Suppe, Rindfleisch, Gemüse, Obst

Jeder bekommt bei jeder Mahlzeit ein Zwölftel Brot. Die Mahlzeit wird mit folgendem Gebet geschlossen:

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich; der allem Fleische Speise gibt und dem Vieh sein Futter gibt und den jungen Raben, die ihn darum anrufen. Er hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an jemandes Beinen; der Herr hat Gefallen an denen, die ihn fürchten und auf seine Güte warten. Wir danken dir Herr Gott, himmlischer Vater durch Jesum Christum unsern Herrn für alle deine Wohltat, der du lebest und regierest in Ewigkeit. Amen. – Ein Liedervers folgt dann.

Den 13. August

– Nun ist der zweite Sonnabend da; schon mehr als eine ganze Woche habe ich wieder hier verlebt – aber die Zeit kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Die Woche des Prof. Steinhardt ist vorüber; es ist eine der angenehmsten Zeiten vorübergegangen, besonders für die Primaner. –

– Unsre Abiturienten arbeiten sehr viel, da sie in nächster Woche zu schreiben anfangen. Ich wünsche ihnen recht viel Glück zu diesem wichtigen Unternehmen. –

– Ich habe auch in dieser Woche die Schwimmprobe gemacht und bin kleiner Schwimmer geworden. Gott behüte mich, daß mir bei der heutigen Schwimmfahrt nichts zustößt. –

– Heute Mittag erhob sich ein heftiges Gewitter mit gewaltigen Regengüssen, wodurch die Schwimmfahrt vereitelt ist. –

In der vorletzten Stunde, wo wir bei Herrn Doktor Becker Lektion hatten, wurde zum Schluß derselben heftig gelärmt und getrampelt. Der Herr Doktor war wütend darüber und forderte die Übeltäter auf, sich bis

zehn Uhr zu melden. Da aber niemand kam, hat er einzelne aus der Klasse zu sich bestellt und sie darüber ausgefragt. Er hat aber fast gar nichts erfahren. Wir haben aber auf heute Nachmittag um sechs Uhr eine Versammlung sämtlicher Alten angesetzt. Ich will hier auseinandersetzen, daß hierbei drei Fälle möglich sind, daß nämlich, erstens, die ganze Klasse die Strafe auf sich nimmt, wenn alles über die Urheber des Lärmes verborgen geblieben ist. Da letzteres aber a) nicht ist, zweitens durch jenen Streich die ganze Klasse in schlechten Ruf kommt, so geht dies nicht. Zweitens würden die Übeltäter von den andern angezeigt, so wäre dies a) für jeden Schüler sehr unangenehm und entehrend, b) großen Irrungen und Streitigkeiten unterworfen. So bliebe also nur der dritte Fall möglich, daß sich nämlich die Unruhestifter selbst anzeigen, wodurch a) die Allgemeinehre der Klasse gerettet wird, b) die Strafe der Lehrer milder und die Verzeihung leichter sein wird, da die Sache dann als kindisch und unbedachtsam ausgelegt wird und nur einigen zur Schuld geschoben, sonst aber, wenn die ganze Klasse die Strafe auf sich nimmt, als ein Zeichen von heftigem Oppositionsgeist in der Klasse!! –

Den 14. August

– Die Verhandlung wurde bei der Kegelbahn geführt. Es hatten sich ziemlich viele versammelt und das Resultat war, daß neune sich entweder freiwillig meldeten oder durch Zeugen überstimmt wurden. Nach dem Abendessen wurde die Synode fortgesetzt, so daß am Ende fünfzehn sich bei dem Doktor Becker gemeldet haben. Ich fürchte, daß aber alles dies zu spät geschah, da von jenem schon der Rektor und Professor Buchbinder über die Sache befragt sind. Daß alle Beteiligten vor die Synode kommen, ist natürlich.

– Es ist nun heute schon der zweite Sonntag, daß ich wieder in Pforta bin. Ich werde heute nachmittag mit Braunens nach Almrich gehn. –

– Der Sonntag im Sommer wird folgendermaßen verlebt: Früh um sechs Uhr wird aufgestanden und dreiviertel sieben ist Gebet. Darauf schulgartenfrei bis acht. Dann aber ist Repetierstunde, welche das Läuten zur Kirche endigt. Dann stellt man sich in den Kreuzgang und zieht in die Kirche, wo der Hebdomodar die Inspektion hat. Darauf ist bis zwölf wieder schulgartenfrei und ebenso nach der Mahlzeit, die aus Suppe, Frikassee, Braten und Salat besteht, bis zur Betstunde, die halb zwei ihren Anfang nimmt. Bis drei muß man wieder arbeiten, bis vier kann man in den Schulgarten gehen, aber gleich nach der Vesper beginnt der ersehnte Spaziergang bis sechs Uhr. Die Zeit bis sieben Uhr füllt eine Arbeitsstunde aus. Dann schließt der Tag wie gewöhnlich mit Essen, Schulgartenfreizeit und Gebet. –

– Ich habe in der letzten Zeit mehrerlei gelesen; so hat mich zweierlei von Ludwig Rellstab ganz hingerissen durch die furchtbare Spannung und prachtvolle Schilderung. Das letztere »Am Orinoco«, das die Gefahren in den Urwäldern Amerikas schilderte, war geradezu abspannend. Auch die Werke von Gaudy ziehen mich sehr an, besonders der wahrhaft südliche Glut atmende Römerzug. Diese farbigen Gemälde, geistvollen Bemerkungen schlingen sich wie Efeu um die Säulen und morschen Hallen

der Melancholie. Von seinen Gedichten ziehen mich die Kaiserlieder besonders an, die, obwohl sie einen Gegenstand des Hasses verewigen und zu den Sternen erheben, ich dennoch zu einen der besten Verherrlichungsgedichte verstorbener Helden rechne. Man bewundert besonders den Schwung und die Glut in den Gesängen der Trauerweiden.

–

Den 15. August

– Ich traf die Mama, den Onkel und Lisbeth in Almrich. Es war recht hübsch. Die Mama wird leider schon in vier Wochen fortgehn. Ich habe deshalb schon meine Geburtstagswünsche nach Naumburg geschickt. Sie sind folgendermaßen: Don Quixote, Poesiebuch, Platens Biographie, Kuchen, Nüsse, Weintrauben. Der Milde und Wohltätigkeit werden natürlich keine Schranken gesetzt. –

– In betreff unserer Klassenangelegenheit hielt heute morgen Doktor Becker Ansprachen und Aufforderungen, sich zu melden. Er schien sehr betrübt zu sein. Der, welcher vor der Klasse die andern dazu angetrieben hat, ist nun offenbar: er hat sich freiwillig gemeldet. Die ganze Sache kommt Sonnabend vor die Synode und kann ernsthafte Folgen haben. –

Wenn man das Schulleben näher betrachtet, so ist es eine beständige fortlaufende Handlung, die, trotz daß alle Ereignisse immer wiederkehren, immer viel Interesse hat. Besonders sind die mannigfachen Episoden wichtig. Man sagt gewöhnlich: Schuljahre sind schwere Jahre, ja es sind auch Jahre, die sehr folgenschwer für das ganze Leben sind, es sind auch Jahre, die der Jugend schwer fallen, weil sich der frische Geist in enge Schranken schließen muß, aber es sind auch gerade für solche, denen die Jahre so schwer fallen, oft rechte leere Jahre. Deshalb kommt es nun sehr auf eine gute Benutzung derselben an; die Hauptregel ist, daß man sich in allen Wissenschaften, Künsten, Fähigkeiten gleichmäßig ausbildet und zwar so, daß Körper und Geist Hand in Hand gehen. Man muß sich sehr vor Einseitigkeit des Studiums hüten. Man muß alle Schriftsteller aus mehreren Ursachen lesen; nicht nur der Grammatik und Syntax, des Stils halber, nein, auch des geschichtlichen Inhalts, der geistigen Anschauung wegen; ja man sollte auch die Lektüre griechischer und lateinischer Dichter mit deutschen Klassikern zugleich studieren und ihre Anschauungsweise miteinander vergleichen. So soll auch Geschichte nur mit Geographie vereint getrieben werden, Mathematik mit Physik und Musik; dann steigen herrliche Früchte aus dem Baume der Wahrheit, von einem Geiste beseelt, von einer Sonne beleuchtet, hervor. –

Den 16. August

– Unsre Abiturienten fangen heute zu schreiben an; sie sind sehr in Spannung. Ich denke gern und nicht gern an diese Augenblicke, indem man sich durch diese letzte Mühe und Gefahr gleichsam von den Banden der Schule loskauft. –

– Wir waren gestern wieder baden gegangen; zum erstenmal hatte ich die Bademütze auf, die Auszeichnung der Schwimmer. Ob ich die Schwimmfahrt aushalten werde, glaub ich kaum. Nun, Glück zu!

– Wenn ich abends auf den Schlafsaal komme, scheint gewöhnlich der Mond auf mein Bett. Es ist dies ein ganz eigenümliches Gefühl und mir wird merkwürdig zumute. Es ist ausgemacht, daß der Mond mit dem Geist des Menschen korrespondiert; die Nerven werden durch eine Mondnacht mehr aufgeregt als durch die wärmsten Strahlen der Sonne. Wer kennt nicht jenes liebliche Gedicht von Heine: Die Lotosblume? –

Es war heute dreiviertel fünf ehe wir aufstanden. Morgenröte küßte die fernen Berge und spielte in den Blättern der Eichen. Mir ist, wenn ich in die purpurerglühende Morgensonne blicke, stets so unermeßlich wohl; denn die flammende Tageskönigin übergibt dem jungen Tag die Herrschaft. Aber wenn es Abend wird, trauert meine Seele. Schau ich in das Rosengewölk, schau ich auf die leis bewegten Rosen, höre ich die Nachtigallen, die aus Liliengirlanden bange Seufzer schallen lassen, so rufe ich schmerzlich *sic transit gloria mundi!* –

– Ich betrachte immer im Geiste das unermeßliche All; wie wunderschön und erhaben ist die Erde und wie groß ist sie, da sie doch kein Mensch in allen ihren Teilen kennenlernen kann, aber wie wird mir, wenn ich erst die unzählbaren Sterne, wenn ich die Sonne sehe, und wer bürgt mir dafür, daß dieses ungeheure Himmelsgewölbe mit allen den Gestirnen nur ein kleiner Teil des Weltalls ist und wo endigt dieses? Und wir erbärmlichen Menschen, wir wollen den Schöpfer desselben verstehen, da wir seine Werke kaum ahnen können! –

– Ich bekomme mein Tristram Shandy wahrscheinlich erst in der nächsten Woche. Ich habe es Lisbeth aufgetragen, mir es so bald als möglich zu besorgen: Ich bin außerordentlich begierig es kennenzulernen.

–

Den 17. August

– Vorbei, vorbei! Herz, willst du zerspringen? – O Gott, was hast du mir ein solches Herz gegeben, daß ich mit der Natur zugleich jubele und mich freue. Ich kann es nicht ertragen; schon sendet die Sonne nicht mehr warme Strahlen; die Felder sind öde und leer und hungrige Vögel sammeln für den Winter. Für den Winter! – So nah begrenzt sich Freude und Leid, aber der Übergang ist zermalzend. Vorbei, vorbei! – Vögel ziehen am blauen Himmel weiter in ein fernes Land und ich folge ihnen traurig mit dem schmerzergriffnen Herz. Welt, bist du nicht endlich müde, kannst nicht Bleibendes ersinnen; was nur keimet, blüht und pranget, muß vergehen, muß von hinnen. Aus dem holden Maienweben brichst du Rosen rot umflossen; nimm nun auch mein junges Leben, das sich eben erst erschlossen. Ach; mit was für festen Banden hast du mich an dich gebunden. O Natur; mit bittrem Leide hast du mir mein Herz umwunden. Letzte Rose! Weinend seh ich dich erblühen und vergehn, mit dir leb ich und vergeh ich, mit dir werd' ich einst erstehn! Denn nicht ewig kann versinken dieses Lebens holder Traum; einstmals werd ich wieder trinken Lenzes Atem, Lenzes Schaum! –

– Heute ist endlich die lang erwartete Schwimmfahrt. Ich bin sehr auf den Ausgang gespannt. –

– Wir haben jetzt in der Geschichte den Zug Alexanders des Großen. Dieser Heros zieht mich außerordentlich an; man könnte Teile aus seinem

Leben zu vortrefflichen Tragödien benutzen. Ich will nur die Verschwörung des Philotas erwähnen. Dieser junge Mann ist einer der wenigen, die Alexander ihre Herzensmeinung sagen, offen und wahr mit Festigkeit des Charakters. Die Soldaten fürchten ihn, weil er streng ist und nicht leidet, daß jene asiatische Üppigkeit, die der König selbst angebahnt hat, überhand nimmt. Sein Stolz erträgt nicht, daß Perser gleichen Rang mit den Makedoniern haben, er gerät mit Alexander, dem Sohn des Jupiter, dem Herrscher von Asien, dem täglich Altäre lodern, kriechende Schmeichler unverdienten Weihrauch zollen, in Wortwechsel. Alexander wird ihm feindlich; jener aber, durch die Ermordung des Klitus angereizt, gerät in heftigen Zorn, läßt unvorsichtige Worte fallen und sein Leben ist verwirkt. Um den beunruhigenden Gedanken zu entgehen, sendet Alexander Meuchelmörder nach Ecbatana, um Parmenio zu ermorden. Babylon, Babylon, du bringst Rache! Er muß auch sterben! –

Den 18. August

– Die Schwimmfahrt fand gestern wirklich statt. Es war ganz famos, wie wir in Reihen abgeteilt unter lustiger Musik aus dem Tore marschierten. Wir hatten alle rote Schwimmützen auf, was einen sehr hübschen Anblick gewährte. Wir kleinen Schwimmer waren aber sehr überrascht, als die Schwimmfahrt eine weite Strecke noch die Saale hinunter ihren Anfang hatte, worüber wir alle etwas kleinmütig wurden; als wir aber die großen Schwimmer aus der Ferne kommen sahen, und die Musik hörten, vergaßen wir unsre Angst und sprangen in den Fluß; es wurde nun in derselben Ordnung geschwommen, wie wir ausmarschiert waren. Überhaupt ging alles recht gut; ich half mir, so gut ich konnte; obgleich ich nirgends Grund hatte. Auch das Auf-dem-Rücken-Schwimmen benutzte ich öfters. Als wir endlich anlangten, empfingen wir unsre Kleidungsstücke, die in einem Kahne hinterdrein gefahren waren, kleideten uns schnell und marschierten in gleicher Ordnung nach Pforta. Es war wirklich wunderhübsch. –

– Es ist heute ungemein düster, hat auch schon viel geregnet. Als wir dreiviertel auf fünf aufstanden, konnte man noch nicht sehen. Unsre Abiturienten schreiben heute Deutsch, ich wünsche ihnen viel Glück dazu.

–

Fortsetzung des Tageslaufs in Pforta. Gleich nach Tische trägt man Brot und Serviette des Tischoberen in die Stube desselben und eilt in den Schulgarten. Vor halb zwei darf keiner in der Stube erscheinen, was die Wocheninspektoren streng bestrafen. Zuerst sieht nun nun nach, ob wohl eine Kiste oder ein Brief da ist, die der Pfonenbote täglich bringt oder man holt sich Obst für sein Taschengeld bei einer Obstfrau. Dann schiebt man im Schulgarten Kegel oder geht spazieren. Im Sommer wird auch viel Ball gespielt. Dreiviertel zwei läutet es zur Klasse und in fünf Minuten muß man darin sein. Die Lektionen dauern nun bis zehn Minuten vor vier. Dann ist gleich Vesper, wo man Butter und Semmel oder Pflaumenmus, Fett, Obst und dgl. erhält. Darauf hält der Obere eine Lesestunde, wo griechische, lateinische oder mathematische Docimastica geschrieben

werden. Um fünf ist eine kleine Pause, worauf dann Repetierstunden bis sieben folgen. Dann ist Abendessen, das im ganzen dem Mittag gleicht.

Montag. Freitag. Suppe, Butterbrot, Käse.

Dienstag. Sonnabend. Suppe, Kartoffeln, Butter.

Mittwoch. Suppe, Wurst, Kartoffelmus oder saure Gurken.

Donnerstag. Suppe, Eierkuchen, Pflaumensauce, Butterbrot.

Sonntag. Suppe, Reismus, Butterbrot – Heringe, Salat, Butterbrot – Eier, Salat, Butterbrot oder anderes.

Den 19. August

– Dann können wir wieder in den Schulgarten bis halb neun gehen. Darauf ist Abendgebet und um neun wird zu Bett gegangen. Alle Obergesellen, denen doch durch die Lesestunde eine Stunde verloren geht, bleiben noch bis zehn Uhr auf. So ist der gewöhnliche Tageslauf in Pforta. –

– Gestern kam der Herr Rektor Peter in die Klasse und hielt uns eine große Strafrede der Trampelei wegen. Er sagte unter andern: »Habt ihr denn ganz vergessen, wer ihr seid und wie großen Dank ihr der Anstalt und ihren Lehrern schuldig seid? Ihr solltet uns durch Gehorsam und Folgsamkeit erfreuen und ihr kränkt uns durch ein solches Betragen? Das ist aber ein sehr schlechtes Zeichen für die Klasse; die Schuld fällt nicht allein auf die unmittelbar Beteiligten, sondern überhaupt auf den bösen Geist der Klasse.« Dann ließ er noch sehr bedenkliche Worte über sehr strenge Strafen und dergleichen fallen. –

– Ich war gestern abend bei Prof. Corssen mit sechs anderen. Es war wieder wie gewöhnlich sehr lustig und interessant. Es ist mir stets ein großes Vergnügen dahin zu gehen. –

– Ich warte nun seit Dienstag täglich auf meine Kiste nebst Brief, aber immer vergebens! Was mag nur die Mama davon abhalten? – –

– Heute ist wieder Ausschlafetag oder Studentag und es ist immer sehr angenehm, daß ich etwas Ordentliches zu tun habe. Wir müssen nämlich eine deutsche Arbeit heute abend abgeben. Ich bin hier in Pforta etwas im Deutschen zurückgekommen. In Naumburg hatten wir schon Abhandlungen und Charakterschilderungen und hier müssen wir Geschichten zu Sprichwörtern ersinnen u. a. –

– Unsre Abiturienten haben morgen noch das mathematische Docimasticon zu schaffen; dann sind sie ganz fertig und erwarten das mündliche Examen. Ich hoffe, daß alle durchkommen werden.

– Obwohl mir das holde Bild der Ferien fast aus den Augen entchwunden ist, so ist mir doch diese Woche recht schnell vergangen. Nächsten Montag ist wahrscheinlich Bergtag; die Mama habe ich schon dazu eingeladen. –

Was lebet muß vergehen:
Die Rose muß verwesen,
Willst du sie einstmals sehen
In Wonne auferstehen! –

Den 20. August

– Endlich ist der für unsre Klasse so verhängnisvolle Sonnabend herangekommen; ich bin auf den Erfolg sehr gespannt. –

– Ich hatte gestern abend plötzlich eine so ungewöhnliche Reiselust und zwar in eigentümlicher Weise, ohne Geld. Mir kommt es nämlich so vor, als wenn man bei Befriedigung aller Bedürfnisse lange nicht so interessant lebe, als wenn man nur seinem guten Glück vertraut und nicht für den andern Tag sorgt. Daß man natürlich für unvorhergesehene Fälle etwas bei sich versteckt hat, ist natürlich. Ich möchte eigentlich sehr gern die Michaelistage zu so einer Partie benutzen. Ich dächte, es müßte sehr viel Amusement gewähren. So in den Tag hinein zu wandern, Unterkommen bei den ersten, besten finden, ein paar Abenteuer erleben, ist doch ganz famos. –

– Heute morgen habe ich schon einen Brief an die Mama geschrieben und sie zum Bergtag eingeladen. Sie will Madame Laubscher und Pensionärinnen mitbringen. Ich habe noch gar nicht an Wilhelm geschrieben und er nicht an mich; er wird doch nicht auf mich böse sein. –

– Wir sind gestern wieder baden gewesen, die Saale war kühl und etwas gestiegen. Ich habe den Schwertsprung mehrere Male versucht; auch so ziemlich gelernt. –

– In Gaudys wandernden Schneidergesellen ist doch ein köstlicher Humor. Wie fein ist Italien in allen seinen Schwächen, wie vorzüglich das materielle Berliner Kind charakterisiert! –

– Herr Prof. Buddensieg sagte uns heute einiges über die hebräische Poesie. Sie besteht in dem Parallelismus der Gedankenglieder und bedient sich mitunter sogar des Reimes. Er führte uns als Muster desselben den achten Psalm auf. –

Ich schreibe jetzt fast gar keine Gedichte mehr und die wenigen sind gewöhnlich etwas gewöhnlich. So habe ich in Pforta erstens das Mailied gemacht, dann die Maisonne, im Wald, der Schwan, Heimkehr I, II, In der Ferne, und endlich Ohne Heimat. Allerdings für die lange Zeit sehr wenig. Ich will aber vielleicht wieder einmal einführen, täglich eins zu schreiben, die dann auch in diesem Buche ihren Platz finden werden. – Wann wird aber die poetische Ader so ergiebig sein? Das ist ein sehr unangenehmer Gedanke. –

Den 21. August

– Ich habe gestern einen Brief bekommen, daß ich sonntags nicht nach Almrich kommen sollte; ich werde deshalb Herrn Rat Teichmann in Kösen besuchen. Es sind alte liebe Leute, die ich schon von Naumburg aus kannte. –

– Unsere Klassenmissetäter sind im ganzen mild bestraft, der Rädelsführer ist heruntergesetzt und mit Karena bestraft, seine dritte Strafe teilt er mit allen; sie haben nämlich eine Stunde von ihrem Spaziergang verloren. –

– Gestern abend sind zwei Quartaner auf ihrer Bank von einem Inspektor beim Rauchen gefaßt und auf der Inspektionsstube angezeigt. Es ist einer darunter, der schon neulich beteiligt war. Ein anderer hat ein

Zeichen gegeben und auch dieser ist gefaßt. Es ist der Anführer jener Trampelei! –

– Ich bin seit gestern nun wirklich im Chor, worüber ich mich sehr freue. Ich singe nun mit in der Kirche, kann die Sängerfahrt mitmachen und genieße nun alle Vor- und Nachteile eines Choristen. –

– Unsere Abiturienten sind mit dem schriftlichen Examen zu Ende. Ich hoffe, sie werden alle gut durchkommen. –

– Ich habe heute im Don Quixote gelesen und er zieht mich sehr an; dennoch trage ich Bedenken ihn mir zu wünschen. –

– Es ist sehr zweifelhaftes Wetter, was mir besonders des Bergtags halber sehr unangenehm ist. Nun, Hoffnung läßt nicht zuschanden werden! –

– Ich bin nicht nach Kösen gegangen, sondern etwas in den Wald. Wir holten uns erst etwas Obst und erzählten uns dann gegenseitig ganz angenehm; ich bin übrigens auf die Idee gekommen, die Michaelistage zu einer Partie zu verwenden. Zwar folgendermaßen: Ich bestelle Wilhelm den ersten Tag früh nach Pforta und gehe mit ihm dann auf die Katze, genießen hier einen Kunitzburger Eierkuchen, und machen uns dann wieder auf den Weg über die Rudelsburg und Saaleck und kehren dann den Nachmittag wieder zurück. Es ist wirklich ein sehr hübscher Gedanke; ich werde ihn Wilhelm mitteilen. Ich habe so nach den Ferien noch gar nicht an ihn geschrieben. – –

Den 22. August

Nun, Hoffnung ließ auch nicht zuschanden werden. Wir haben einen sehr hübschen Bergtag verlebt, den ich auch näher beschreiben will. Als ich den Morgen aufstand, schaute ich sogleich nach dem Himmel. Das sah nun allerdings ziemlich gefährlich aus. Denn viele dicke Wolken umhüllten den Horizont. Darauf war gewöhnlicher Studentag bis zwölf Uhr. Als aber da der Himmel heller wurde, kleidete sich ein jeder an und man versammelte sich um zwei Uhr auf dem Fürstenplatz und zwar stubenweise. Nach abgehaltener Visitation ging dann der Zug, Musici und Sänger voran, vor die rechte Front des Schulhauses. Hier wird unter Begleitung der Instrumente das Berglied gesungen und dann marschiert alles mit der Schulfahne voran den Berg hinauf. Auf dem weiten Plateau angekommen, wird Halt gemacht. Hier hat nun Konditor Furcht seinen Platz aufgeschlagen und findet einen ungeheuren Absatz. Besonders der Schaumkuchen verschwindet im Nu. Wir lagerten uns dicht an den Wald und unterhielten uns ziemlich über das Amusement der Untern am Bergtag. Da meldete mir endlich einer, daß die Mama mit Lisbeth da sei. Das war nun wunderhübsch. Erst tranken wir zusammen Kaffee mit Kuchen und unterhielten uns dann. Später kamen auch noch Madame Laubscher mit Pensionärinnen. Da unterdessen der Tanz begonnen hatte, tanzten letztere ziemlich viel mit. Es waren überhaupt ziemlich viel Damen da, während sie fast sämtliche Bergtage ein tüchtiger Regen abgehalten hatte. Dann trat der Chor.zusammen und sang sehr hübsche Lieder wie das Abendlied, dann »Hoch Deutschland hoch« und »Ade du liebes Waldesgrün«. Darauf wurde wieder bis halb sieben getanzt. Da war

endlich das Ende der Lust da und wir marschierten, nachdem ich herzlich Abschied genommen und gedankt hatte, klassenweise wieder hinunter in das Schulgebäude. Bis in den Primanergarten dauerte der Festmarsch und dann ging alles auseinander. Die Mittleren hatten den Abend noch auf dem Tanzsaal Ball. So endete der schönste Bergtag seit mehreren Jahren. –

Den 23. August

– Heute ist man von dem gestrigen Tage noch etwas abgemattet; denn solche Freude und Lust nimmt immer etwas mit. Aber die schöne Erinnerung bleibt doch. –

– Ich muß noch einen Zug des Bergtags erwähnen. Wenn nämlich auf dem Rückweg Pforta gerade unter uns liegt, stellen sich die Klassen untereinander auf und der Präfekt bringt erst dem König ein Lebehoch, dann dem Prinz von Preußen, dann den zukünftigen Abiturienten, darauf der Alma mater mit Lehrern und endlich dem gesamten Coetus. Vier, fünf, sechs Lebehochs ertönten letzterem – da rief endlich Prof. Buchbinder lachend: Nun wie lange wollt ihr denn leben? –

– Madame Laubscher war so freundlich, mir anzubieten, während der Abwesenheit der Mama öfters nach Almrich zu kommen. Ich werde das gewiß mehrere Male benutzen. –

Ich bin jetzt in einer merkwürdigen Verlegenheit. Ich habe nämlich hier in Pforta zwei Brüder, die mit mir etwas verwandt sind. – Der ältere ist bei dem ganzen Coetus gewissermaßen in Verachtung, wird von allen geneckt und verlacht. Er dringt aber darauf, mich zu ihm bringen zu lassen, da ich nächstes Semester noch keinen Obergesellen habe. Sein Bruder hingegen ist ein ganz angenehmer Mensch, lustig und guter Dinge, äußerte aber, da ich ihm das von seinem Bruder erzählte: ich könne mich auch zu ihm bringen lassen; ich hätte da freilich zu entscheiden, wer mir von ihnen am besten gefalle. Nun bin ich in neuer Verlegenheit; denn ich beleidige auf jeden Fall einen von beiden. Dann ist nun auf jeden Fall das beste, ich lasse mich zu keinem von beiden bringen. –

– Der Herbst erinnert mich immer an meine zukünftige Stellung in der Welt; denn die Jugend soll dann noch Früchte tragen. Aber es ist mir ein schrecklicher Gedanke, dann nur zu genießen, was einstige Mühe heimgebracht. Meine Seele muß im ewigen Frühling stehen, denn wenn erst die rosige Blütenzeit vorüber ist, dann ist auch mein Leben vorüber. Wie schwer wird es mir, den irdischen Frühling zu missen, aber um wieviel bittarer ist jenes!

Den 24. August

– Ich habe gestern wieder einmal die Räuber gelesen; es wird mir dabei jedesmal ganz eigentümlich zumute. Die Charaktere sind mir fast übermenschlich, man glaubt einen Titanenkampf gegen Religion und Tugend zu sehen, bei dem aber doch die himmlische Allgewalt einen endlos tragischen Sieg erringt. Furchtbar ist zuletzt die Verzweiflung des unendlichen Sünders, die durch die Worte des Paters grausenerregend vermehrt wird. Mir ist nichts Neues aufgefallen, als daß Schiller an einer Stelle auf ein Jugendgedicht von sich selbst hinweist. –

– Dritter Akt, zweite Szene –

Schwarz: »Wie herrlich die Sonne dort untergeht!«

Moor: »So stirbt ein Held: Anbetungswürdig!«

— — —

»Da ich noch Bube war, war's mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie!«

Man vergleiche hiermit das Gedicht:

»Die Sonne hat vollendet gleich dem Helden« usw.

Man sieht auch hierin, daß in dem Karl Moor Schiller viele seiner Ideen, seiner Entwürfe verwebt hat. —

— Wir konnten gleich nach Tische vorgehen und versammelten uns an der Saline in der Davisonshalle. So ungefähr um drei kamen wir in die Buchenhalle. Es ist dies ein wunderschöner Platz im Walde, nach Art eines Amphitheaters mit Bänken versehen. Der Chor und die andre Musik nahmen den höchsten Platz ein. Unten war ein Altar und eine Kanzel errichtet und mit Blumen sehr feierlich verziert. Zuerst wurde »Ach bleib mit deiner Gnade« gesungen, dann las Prof. Buddensieg die Liturgie; wir aber sangen noch einige Motetten; darauf bestieg Diakonus Link aus Ekartberga die Kanzel und hielt eine sehr schöne geistvolle Predigt. Dann schloß die Feierlichkeit mit mehreren Gesangsstücken. —

Es war ungemein belebt, fast alle Badegäste waren da. Um halb fünf Uhr waren wir wieder in Pforta und gingen dann gleich baden. Die Saale war wunderschön erwärmt und wir blieben auch ziemlich lange darin. Ich habe wieder öfters den Schwertsprung versucht. Wenn ich doch übrigens bald wieder einen Brief von der Mama bekäme! Ich weiß gar nicht, wie es ihnen bekommen ist! Nun morgen, Donnerstag!

Den 25. August

— Bis jetzt habe ich noch sehr wenig erlebt; die Sonne scheint noch nicht sehr warm; herbstliche Kühle breitet sich über das Land. — Wir haben in der Klasse ein Docimasticon geschrieben; ich bin auf den Erfolg begierig. —

— Die Mama sagte, ich würde wahrscheinlich nach Korensen zu Weihnachten reisen, da sie vielleicht noch nicht zurückgekehrt sei. Das wäre nun allerdings sehr hübsch. Besonders auf die Reise freue ich mich sehr. Wenn es nicht so kalt ist, so fahre ich bis Halle und mache mich dann auf den Weg nach Deutschental. Dort besuche ich den Herrn Pastor, den ich früher einmal kennengelernt habe, von da nach Langenbogen, begrüße dort meinen alten Bekannten, den Salzigen See. Dann geht es nach Eisleben, wo Luthers Denkwürdigkeiten betrachtet werden. Von dort nach Mansfeld, wo mich Mama und Onkel erwarten. Ich freue mich sehr darauf. —

— Heute nachmittag beginnen die großen Geographierepetitionen zuerst mit Asien. Das ist nun eine üble Sache; ich wünsche, es wäre schon vorüber. Vor der Geographie habe ich überhaupt immer etwas Furcht.

– Alles ist recht gut vorübergegangen. Ich bin in der Geographie dran und durchgekommen. Wilhelm hat mir übrigens geschrieben; er geht auf meinen Plan ein und will sogar lieber eine kleine Fußreise machen. –

In dem Tertianergedicht »Heimkehr« habe ich IIa bekommen. Die zweite Abteilung folge:

II

I. Das milde Abendläuten
Haltet über das Feld.
Das will mir recht bedeuten,
Daß doch auf dieser Welt
Heimat und Heimatglück
Wohl keiner je gefunden:
Der Erde kaum entwunden,
Kehrn wir zur Erde zurück. –

II. Wenn so die Glocken hallen,
Geht es mir durch den Sinn,
Daß wir noch alle wallen
Zur ewgen Heimat hin.
Selig wer allezeit
Der Erde sich entringet
Und Heimatlieder singet
Von jener Seligkeit!

– In meinem lateinischen Docimasticon habe ich IIa. Wir haben heute ein mathematisches geschrieben und bin auf den Erfolg sehr gespannt; ich habe alles heraus, ob aber alles richtig, ist eine andere Frage. –

Heute nachmittag stieg die Hitze wieder auf 24 Grad. Die Lektionen fielen aus und wir gingen alle baden. Das Wasser war wunderschön. –

Ich habe heute nichts weiter zu erzählen. Deshalb will ich mein Gedicht: Heimkehr anfügen.

Heimkehr

Das war ein Tag der Schmerzen,
Als ich einst Abschied nahm;
Noch bänger war's dem Herzen,
Als ich nun wiederkam.
Der ganzen Wandlung Hoffen
Vernichtet mit einem Schlag!
O unglückselge Stunde!
O unheilvoller Tag!

Ich habe viel geweinet

Auf meines Vaters Grab
Und manche bittere Träne
Fiel auf die Gruft herab.
Mir ward so öd und traurig
Im teuren Vaterhaus,
So daß ich oft bin gangen
Zum düstern Wald hinaus. –

In seinen Schattenräumen
Vergaß ich allen Schmerz
Es kam in stillen Träumen
Der Friede in mein Herz.
Der Jugend Blütenwonne
Rosen und Lerchenschlag
Erschien mir wenn ich schlummernd
Im Schatten der Eichen lag.

Den 27. August

– Siehe da, gestern nachmittag war wieder Kommunschwemme. Die Kähne waren jedesmal überladen.

Ich habe jetzt die Literaturgeschichte von Kletke und vorzüglich hat mich das Leben Jean Pauls angezogen. Die Bruchstücke seiner Werke, die ich gelesen habe, ziehen mich ungemein durch die blühende, überschwengliche Schilderung, die zarten Gedanken und den satirischen Witz an. Ich glaube, Jean Paul wird einmal bei reiferen Jahren mein Lieblingsschriftsteller. –

– Ich werde jetzt einige Episoden aus meinem Leben etwas phantastisch ausschmücken. Die erste soll sein:

I. Aus den Hundstagsferien

Hundstage! Das ist ein Zauberwort für jeden nach Freiheit schmachtenden Alumnus portensis, ein Eldorado, das uns getrost den großen Ozean des Schulseesters durchsegeln läßt. Welche Wonne, wenn endlich der Ruf: Land, Land, erschallt: jubelnd bekränzen alle das Schiff ihres Daseins und die alten trauten Stuben umschlingen Girlanden, die auf jedem Blatt den Namen: Hoffnung tragen. Wer vermöchte es nur zu schildern, das überwallende Gefühl, das stolze Bewußtsein, das uns zu den Sternen erhebt. Nicht mit Seufzen und Klagen entreißen wir uns den Armen der Alma mater; nein, uns ist im Gegenteil so frei und lustig zumute, wie einer Lerche, die zu dem Flammenmeer aufsteigt und in die wogende Purpurglut ihre Flügel taucht. Aber ist das eine Freiheit? Nur fünf Wochen können wir unsre Schwingen über Berg und Tal, in ewige Weiten erheben, aber dann ruft uns ein Machtwort in die alten, düsteren Mauern zurück. –

Wenn der lächelnde Frühling sein überreiches Füllhorn über die Fluren ausschüttet, wenn die Sonne die Erde feuriger umarmt, da keimen und sprießen die Lenzeskinder empor, schütteln das goldene diamantenbesäte Haupt in der Morgenglut und erschließen sich, wonneschauernd, freudig

verklärt. Und siehe! Schwarze Nacht steigt empör und umhüllt die seufzende Erde mit düsterem Gewölbe. Gewaltige Stürme, hindröhrende Donner gleiten an den finsteren Wänden nieder und mühen sich die Pfosten zu sprengen. Feurige Blitze schlängeln sich um die Säulen des Gewölbes und züngeln empor – da tritt Helios auf den purpurnen Thron und – die finstern Mächte weichen – die Lichtgöttin schreitet mit farbigem Erlühen über die diamantenbetaute Brücke und über ihr schließt sich das mit Blitzen behangene Triumphantor, – aber die holden Frühlingskinder sind hingesunken in den gewaltigen Anblick und auf den zerstreuten Blüten wandelt der siegende Gott. – Darum, o Jüngling, benutze die Zeit deiner Ferien, nicht mit Arbeiten, sondern in jauchzender Erholung, so daß, wenn das Ungewitter herannahnt und die dröhnende Donnerstimme das Ende der Rosenzeit verkündet, du willig scheidest – doch stille! – Ich bin nicht einer, der ohne Klagen den Frühling fliehen sieht und ich kann mir nicht vorstellen, wie jemand gern wieder sich in Fesseln schließt. Ich bin aber zu dem Satz gekommen: Genieße das Leben, wie es sich dir darbietet, und denke nicht an die kommenden Mühen. Das ist jedenfalls der größte menschliche Grundsatz, den ich in Pforta gelernt habe. Wenn mich bittre Gedanken quälten und die Seele von schmerzlichem Heimweh umwunden wurde, wenn ich traurig den Frühling scheiden sah, und mein Herz im tiefsten Weh schmachtete, da schlang sich jener Gedanke wie eine Rosengirlande durch die Trümmer der Vergangenheit, und – *ich – schob Kegel!* – Darum weg ihr Ferienabschiedsgedanken! Lustig, voll von Lebenslust, stürz dich in das matte Leben und erkämpfe dir die Krone der besten Ferienbenutzung!

II.

Es war schon die Sonne untergegangen, da schritten wir aus dem düsteren Halle heraus. Bald lag diese Stadt, die trotz ihrer Belebtheit auf mich keinen angenehmen Eindruck macht, hinter uns, der goldig umflossene Himmel, wo noch die Glühen in rosiger Verklärung loderten, über uns und Saatgefilde, auf denen der milde Hauch des Abends ruhte, neben uns. O Wilhelm, rief ich, gibt es eine größere Lust als so zusammen die Welt zu durchwandern? Freundesliebe, Freundestreue! Atem der herrlichen Sommernacht, Blumenduft und Abendröte! Steigen deine Gedanken nicht auf wie die jubelnde Lerche, und thronen auf den goldumkränzten Wolken. Wie eine wunderliebliche Abendlandschaft liegt mein Leben vor mir. Wie gruppieren sich die Tage vor mir bald in düsterer Beleuchtung, bald in jubelvoller Auflösung! –

– Da drang ein greller Schrei uns zu Ohren: es kam aus dem nahen Irrenhause. Inniger schlossen sich unsre Hände zusammen: uns war, als berühre uns ein böser Geist mit beängstigenden Fittichen. Nein, uns soll nichts voneinander scheiden, nichts als der Todesjüngling. Weichet, ihr bösen Mächte! – Auch in dieser schönen Welt gibt es Unglückliche. Aber was ist Unglück? –

Es wurde nun schon dunkler, die Wolken zogen sich zusammen und bildeten eine graue, mitternächtliche Masse. Wir beeilten unsre Schritte etwas, auch sprachen wir nicht zusammen. Die Fluren wurden immer düsterer und als wir endlich in einen Wald kamen, wurde uns etwas unheimlich. Deshalb war es uns sehr angenehm und zugleich etwas ängstlich, aus der Ferne ein Licht auf uns zukommen zu sehen. Wir faßten indessen Mut und gingen auf dasselbe los. Bald erblickten wir eine schwarze Gestalt: wie es schien, war es ein Jäger. Denn eine Büchse hing über seinen Rücken und ein laut bellender Hund folgte ihm. Als wir aber näher kamen, und die wilden, unheimlichen Gesichtszüge sahen, verschwand unser Mut wieder und wir riefen mit schwacher Stimme: Guten Abend. Gleicher erscholl in einem tiefen Basse, der Fremde leuchtete uns in das Gesicht und rief, seinen auf uns losstürzenden Hund beschwichtigend: Was macht ihr hier noch so spät in dem Wald, ihr Burschen? Wir wußten nicht recht, was wir entgegnen sollten und entgegneten: Nach Eisleben führt unser Weg, und wir hofften noch in dieser Nacht unser Ziel zu erreichen. Die Nacht ist aber keines Menschen Freund, und so allein zu gehen ist für solche junge Burschen – hier hielt er inne und wir sahen ihm ängstlich fragend ins Gesicht.

Er aber rief lachend: Nun fürchtet euch nur nicht; ich werde euch begleiten. Obwohl wir anfangs seine Einladung scheu annahmen, so wurde uns sein rauhes Antlitz etwas freundlicher und wir faßten Zutrauen zu ihm. Es war jetzt pechschwarze Nacht, sogar der Mond wurde von den tiefen Wolken bedeckt und die Laterne warf auf die alten Baumriesen ihr zitterndes Licht. Mir kam fast der Gedanke an, nach Deutschental zu wandern und dort Halt zu machen. Dort hatte ich einen Onkel, von dem ich aber wußte, daß er mich nicht sobald von sich lassen werde. Endlich erkundigte ich mich wie zufällig nach ihm und jener sah mich an und sagte: So, kennt den der Herr? Ich antwortete: Ja etwas, aber wiederum gefragt, warum ich ihn nicht besuchen wollte, meinte ich: Auf der Rückkehr ist auch noch Zeit dazu. Aber der Alte erwiderte verwundert: Sie haben hier in der Umgegend Bekannte und ziehen es vor, auf gefährlichen Wegen der Nacht zu gehen? – Gefährlich; fragte ich und meine Augen blickten wieder bang umher; aber es war ringsum Nacht, tiefe schwarze Nacht. Habt ihr noch gar nicht von den Gespenstergeschichten in diesem Walde gehört? Auch sollen gewöhnlich sich hier Zigeunerbanden aufhalten. – Ich bat ihn hiervon zu schweigen, und wir setzten nun in Todesstille unsren Weg fort. Wir gelangten endlich in ein Tal, rings von wildem Gestrüpp umgeben. Plötzlich setzte unser Begleiter eine Pfeife an den Mund und ließ einen schrillen Ton hören. Wir sahen uns verdutzt an; aber auf einmal wurde es im Wald lebendig, hier und da leuchteten Fackeln auf, wild verummigte Menschen umschlossen uns beide im Kreis, die Besinnung verging mir und ich wußte nicht, was mit mir vorging. –

Als ich erwachte, schwebten noch jene Schreckensbilder um mich, aber bald nahm ein belebendes, erheiterndes Gefühl die Oberhand – ich war noch in Pforta, es war der letzte Morgen, in zwei Stunden war ich schon in Naumburg. Der Morgensonnen Strahl blitzte durch das Fenster und ich begrüßte freudig das himmlische Licht, das die trüben Gebilde der Nacht vertrieb. – Bald wanderte ich zu dem kleinen Pförtchen hinaus und warf noch einmal einen Blick des Abschieds auf die alten grauen Gebäude. – Dann trat ich in den grünen Wald ein. Wenn ich in das Heiligtum der Natur trete, da überrascht mich immer das Gefühl: Für uns ist all diese Herrlichkeit geschaffen, für uns erheben sich die hehren Schattengewölbe, für uns erglüht die Sonne, leuchtet der Mond und durch dieses Verhältnis erscheint mir die ganze Welt wie ein lieber Gefährte, mit dem ich meine Gedanken austauschen kann und den ich bitter beweine, wenn er von mir scheidet; aber ohne Scheiden ist kein fröhliches Wiedersehen; die Sonne muß in das Meer versinken, wenn sie am andern Tage wieder neues Leben ausgießen soll; unser Leben muß verblühen, wenn eine höhere geistige Auferstehung uns beleben soll. –

Als ich in Naumburg ankam, war viel Freude und Jubel; da nun der erste Freudenrausch vorüber war, unterhielten wir uns viel und besonders, wohin ich in den Ferien reisen würde. Endlich fiel ein Blitz mir durch die Seele; ich dachte, einen Onkel mußt du besuchen, den du noch nicht gesehen hast, wie der Traum mir angab. Nach Jena also, wo ein Verwandter Oberbürgermeister ist. In wenigen Tagen war der Entschluß zur Reife gediehen, die freundliche Einladung des Onkels da und fort ging's in Sturmessaus nach der Eisenbahn. Das dampfausspeiende Ungeheuer war schon da und ich hatte noch Zeit, in ein Waggon zu springen. –

IV.

Fort ging's nun im fliegenden Saus und die schöne Umgebung glitt wie ein Zauberbild vorüber. Ich liebe gewissermaßen das Eisenbahnfahren; obwohl man alle Bilder eben nur augenblicksweise kennenlernt, so ist ja unser Leben überhaupt nur eine flüchtige Durchfahrt ohne bleibenden Halt, und glücklich sind wir, wenn es sich so darbietet, in seiner schönsten Blüte. Im Wagen zu fahren ist mir zu unpoetisch; wenn man in den tiefsten Gedanken sich befindet, entsteht plötzlich ein Rütteln und Schüttern, daß der Kopf ganz verwirrt wird. Geht man zu Fuß, so wird oft ein erhabener Eindruck durch Gegenstände gestört, die man eben beim Spazierengehen findet. – Auch meine alte Pforta sah ich liegen, wünschte aber nicht dorthin zu fahren und vertröstete sie auf vier Wochen. Die Rudelsburg lag bald vor uns und der alte Samiel winkte mit einem Tuche und forderte uns zum Besuche auf. Die Gegend ist dort wirklich wunderschön, das Tal wie ein Blumenteppich, auf dem sich eine silberne Schlange hinschlängelt. Die grauen Wächter der Vergangenheit blicken öde auf das neue Leben, das sich vor ihnen ausbreitet. In Apolda verließ ich den Wagen und bestieg den Omnibus. Unglücklicherweise war alles schon so besetzt, daß ich auf dem Bock allein noch Platz fand. Hier

brannte nun mitunter (denn die Sonne wurde gewöhnlich mit Wolken verhüllt und durchbrach diese bisweilen), brannte sie so heftig, als wollte sie uns braten. So ist es auch in einem Herzen, das von allem Möglichen verhindert wird sich zu ergießen und dann stellenweise überwallt und die Ufer überschwemmt. Von der heißen Chaussee wand sich der Weg zwischen zwei Bergrücken hin, die merkwürdig miteinander kontrastierten. Der eine ist ganz mit Wald und Flur überdeckt, während der andere sich kahl und öde hinzieht. Die Höhe erhebt sich schon bis tausend Fuß, während hinter Jena sich der Fuchsturm bis zu zweitausend erhebt. Bald sahen wir Jena vor uns liegen mit seinen Türmen und Bergen. Mir wird jedesmal ganz gemütlich, wenn ich die kleine, schöngelegene Universitätsstadt betrachte. Ich ließ mich zurechtweisen und fand die Wohnung meines Onkels. Die liebe Tante empfing mich sehr freundlich und ich fühlte mich ganz heimisch. Der Onkel, den ich noch gar nicht kannte, hat einen sehr liebenswerten Charakter und hat mich in allem, worüber ich fragte, belehrt. Überhaupt erging es mir dort so wohl, und so interessant, so daß ich nicht wüßte, wo ich angenehmere Ferien verlebt hätte. Am ersten Morgen ging ich mit dem Onkel auf den Hausberg, auf dem Ziegenhain mit dem Fuchsturm liegt. Ich lernte da Jena von einer sehr schönen Seite kennen; unter mir zog sich die Saale hin und umschloß teilweise die Stadt, die mit ihren engen Straßen und hohen Häusern ein zwar altertümliches, aber gemütliches Aussehen hat. Darauf mußte der Onkel das Rathaus besuchen, ich aber schlenderte noch in der Stadt herum, indem ich die Wohnungen berühmter Männer aufsuchte, was mir großes Vergnügen machte. Mittag gingen wir zur Badeanstalt und schwammen da in Begleitung eines Kahnes die Saale hinauf, was sehr anstrengt. Dann mundete auch das treffliche Mittagbrot vorzüglich. Den Nachmittag las ich gewöhnlich in des Onkels Bibliothek; ich fand da Novalis (dessen philosophische Gedanken mich interessierten), Geibel, Redwitz, mehrere Mustersammlungen, Schillers Gedichte, erläutert von Viehoff usw. Den Abend kam der Onkel wieder und dann machten wir zusammen Partien in die Umgebung. Da will ich zuerst die Kunitzburgpartie erzählen. Nachdem wir in der Wiese am Jensig vorübergegangen waren, erschienen bald die alten Trümmer jener Burg auf der Stirn des Berges. Da wir über den Weg übel berichtet waren, verloren wir bald den Weg und kloppen mit unsäglicher Mühe aufwärts, indem wir uns an Sträuchern und Büschen festhielten. Endlich – endlich! Mir troff der Schweiß in Strömen hernieder und ich muß sagen, eine so große Anstrengung hatte ich wohl noch nicht ausgehalten. Man hat übrigens einen reichen Lohn für all die Mühe. Über uns ging gerade die Sonne unter und im Tale wallten die Nebel auf und nieder. Es ist wunderschön, so in den Trümmern der Vergangenheit zu weilen. Von diesen morschen Fenstern blickten einst kühne Ritter in die Weiten und von hier aus überfielen sie die Kaufleute, die sorglos der Saale entlangzogen. Aber es ist schwer, sich auf den Standpunkt des Mittelalters zu versetzen, wir stellen uns das Leben immer übertrieben vor, entweder ideal romantisch oder als einen Abschaum von Faustrecht, Mord, Straßenraub. Wenn ich daran denke, erscheinen mir mutige Ritter, die für

Cott und Ehre alle ihre Gegner in den Staub warfen, die bald mit der Gitarre süße Lieder durch die finstre Nacht erschallen lassen, bald im wilden Ungestüm die Welt durchstreifen und kühne Abenteuer aufsuchen. – Aus dem Mittelalter wurden wir aber durch einen berühmten Kunitzburger Eierkuchen recht vollständig der Gegenwart zugewendet, die dann auch wieder in ihre vollen Rechte trat, als wir den Abend uns recht müde und matt zur Ruhe legten. –

V.

Den Glanzpunkt meines Lebens in Jena bildete jedenfalls der Verkehr mit den Studenten. Hierzu kam ich auf folgende Weise. Mein Onkel ist als ehemaliger Stifter der Teutonia Ehrenmitglied derselben. Da nun einst ein Herr Ökonomierat ein altes Versprechen durch vier Tonnen löste, wurde der Onkel mit zu diesem Fest eingeladen. –

– Die weitere Beschreibung muß ich jetzt unterlassen und etwas von meinem Leben in Pforta nachholen. Den Sonntag, den 3. September, hatte ich mich mit Krämer von nach Tische bis acht Uhr losgemacht. Es war sehr hübsch und gemütlich in Naumburg, besonders für Krämer, der sein Examen glücklich bestanden hat. Es sind alle außer dem Extraneer Neumann durchgekommen; vorigen Sonnabend war die Entscheidung. Krämer erzählte uns, wie es allen durch Mark und Bein gegangen wäre und alle sonstige Freude vertrieben hätte. Um halb zwölf Uhr gingen dann alle Abiturienten in den Speisesaal, indem jeder zwei oder mehrere andre mit sich nahm. Ich kam auch zu dieser Ehre. Hier wurden unter andern die berühmten Abiturientenklöße gegessen. –

– Neulich war auch die Tante Ehrenberg mit der Mama bei Rektors. Ich führte sie überall herum. Wie sie fortfuhren, drückte mir die Tante noch einen Taler in die Hand, was auch ganz angenehm war. –

– Montag war Extraneersatz. Es gab da zur Vesper zwei Gläser Wein und ein tüchtig Stück Kuchen. Auch alle Extraneer waren im Coenakel, eine Ehre, die ihnen nur eben hierbei, bei Carenen und bei den Abiturientenklößen zuteil wird. –

– Mittwoch reisen unsre Abiturienten ab; bis dahin sind sie exlex, d. h. von allen Fesseln der Schulordnung entbunden. Sie führen da ein ganz gemütliches Leben. – Wenn sie abgefahrene sind, machen wir Sänger eine Partie nach der Rudelsburg, worauf ich mich sehr freue. Wir hatten Mittwoch der Abiturienten wegen Ausschlafetag. Um neun Uhr war Aktus im Betsaal, in dem alle in kurzen Worten von der Schule Abschied nahmen. Ich glaube, nie ist die Stimmung im Coetus ernster als an diesem Tag. Da sieht man keine lachenden Mienen, denn ein jeder hat unter den allen wenigstens einen, dem er wahr zugetan ist. Um ein Uhr erschienen zwei vierspännige Extraposten mit zwei Vorreitern. Die Postillione waren alle mit großen Stiefeln und ihrer bunten Uniform bekleidet, sie ergötzten alle durch ihr gutes Blasen und schlechte Witze; endlich erschienen die Abiturienten, die bei ihren Tutoren gespeist und

Abschied genommen hatten. Sie waren alle sehr erregt; alles drängte sich um sie herum, die meisten sagten Adieu, Freunden und Näherstehenden durch Küsse und Umarmungen, den andern durch Händedruck. Es war ein sehr ergreifender Augenblick; vielen standen Tränen in den Augen, wie die Abgehenden noch den Coetus leben ließen und dann fortfuhren. Auch Prof. Buddensieg war durch den Fortgang seines Famulus sehr tief bewegt; er hatte viel geweint. – –

Um drei Uhr ging es dann auf die Rudelsburg. Der Weg und der Himmel war wunderschön und der Blick von der Rudelsburg in das Tal ganz bezaubernd. Mir konnte in dieser Umgebung gar keine Langeweile ankommen, so sehr auch einige darüber klagten. Wir sangen ziemlich viel vor der Menge von Fremden. Um halb sieben begaben wir uns wieder zurück. Da eine große Anzahl von Damen mit zurückgingen, wurde noch wunderhübsch gesungen. Herr Prof. Korssen war ungemein lustig und ergötzte alle durch seine furchtbar schreiende Stimme und seine Witze. Wir kamen erst dreiviertel acht zurück, zum Ärger aller anderen, die unterdessen im Kreuzgang von sieben an gewartet hatten.

Den Sonntag war ich in Almrich, obwohl ein heftig strömender Regen uns beinahe verhindert hätte. Um so angenehmer war es mir, daß ich auch die Tante Ida aus Pobles fand, die die Mama auf einige Tage besuchte. Sie begleitete mich auch, als meine Zeit um war, bis nach Pforta, und ich konnte ihr noch meine Stube und den Primanergarten zeigen. –

– Meinen Tristram Shandy habe ich bekommen. Ich lese jetzt den ersten Band und lese ihn immer wieder von neuem. Zuerst verstand ich das meiste nicht, ja sogar es gereute mich, ihn gekauft zu haben. Jetzt aber zieht er mich ungemein an; ich notiere mir alle frappanten Gedanken. Mir ist eine so allseitige Kenntnis der Wissenschaften, eine solche Zergliederung des Herzens noch gar nicht vorgekommen. –

Hinsichtlich meiner Geldangelegenheiten stehe ich mich jetzt folgendermaßen: fünfzehn Sgr. von dem Taler kommen für jenes Buch nach Naumburg; von den anderen hebe ich mir zehn Sgr. auf zu jener Michaelispartie, zu der ich mir übrigens noch zehn Sgr. von Prof. Buddensieg geben lasse. Ich will jetzt übrigens auch einige unnötige Bücher verkaufen. –

– Ich will nun in der Beschreibung meiner Ferien fortfahren. Ich befand mich im letzten Kapitel noch in Jena und war eben im Begriff, mein Zusammentreffen mit Teutonen zu schildern. – Mit Studenten? Ja, ja, und sogar mit einer durch Trinken und Duellieren berüchtigten Verbindung. *Etsi Plato meus amicus est*, d. h. obgleich ich sonst der kleinen Universitätsstadt zugetan bin, *tamen veritatem ducem sequor*, so geht es doch in Jena noch ziemlich wild her, obgleich es in früheren Zeiten noch schlimmer gewesen sein mag.

– Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen! –

Da hatte ich einmal wieder rechten Unsinn geschrieben (an dem dieses Buch überhaupt reich ist). Ich habe die Blätter bei späterem Lesen herausgerissen. –

– Ich befindet mich jetzt in ganz anderer Lage als damals, wo ich das vorige geschrieben habe. Damals grünte und blühte noch der Spätsommer, jetzt – o weh – ist Spätherbst. Damals war ich Untertertianer, jetzt bin ich eine Stufe vorgerückt. Damals war noch Mama und Lisbeth in Naumburg, jetzt sind sie schon seit den Michaelisexkursionstagen in Gorenzen usw.

– Ich habe meinen Geburtstag erlebt und bin älter geworden. – Die Zeit vergeht wie die Rose des Frühlings und die Lust wie der Schaum des Baches. –

Mich hat jetzt ein ungemeiner Drang nach Erkenntnis, nach universeller Bildung ergriffen; Humboldt hat diese Richtung in mir angeregt. Wenn sie doch so beständig wie meine Zuneigung zur Poesie wäre! –

Ich habe von der frühesten Kindheit an Steckenpferde gehabt. Das erste waren die Blumen und Pflanzen, die Hülle der Erde. Das habe ich indes nur durch Traditionen gehört. – Dann kam die Liebe zur Baukunst (natürlich hauptsächlich auf Baukästen gegründet), die ich in allen Formen ausgebildet habe. Noch sehr klein, erinnere ich mich während der Kirchzeit in Röcken eine kleine Kapelle gebaut zu haben. Später wurden dies prachtvolle Tempel mit mehreren Säulenreihen, hohe Türme mit gewundenen Treppen, Bergwerke mit unterirdischen Seen und innerer Beleuchtung und endlich Burgen, die zugleich mit meiner dritten Liebe zum Kriegswesen, angeregt vorzüglich durch den großen russischen Krieg. Zuerst wurden Belagerungsmaschinen erdacht (ich habe ein Büchlein über Kriegslisten geschrieben), Bücher über Militär- und Seewesen angeschafft, große Pläne zur Ausrüstung eines Schiffes gemacht, zahlreiche Schlachten und Belagerungen vollzogen, bei denen mit brennenden Pechkugeln geschleudert wurde, und dies alles waren eigentlich nur Mittel zu einem großen Zweck, zu einer großen Völkerschlacht, die aber in den Rüstungen dazu endete. Die Liebe zum Soldatenwesen zeigte sich auch schon im Anfertigen eines großen militärischen Generallexikons; aber das Ende war Sebastopols Untergang. Aber ein sogenanntes *Theater des arts* führte mich auf Bühnenwesen; wir versuchten selbst etwas zu dichten und aufzuführen, zuerst die Götter im Olymp. Zugleich begann bei mir die Neigung zur Poesie, schon im neunten Jahre, kleine Versuche wiederholten sich jährlich. Im elften Jahre trat die Neigung zuerst zur Kirchenmusik und endlich zu eigener Komposition; die Ursache habe ich anderswo angegeben; auch die Liebe zur Malerei stammt aus dieser Zeit, hervorgerufen durch die jährlichen Gemäldeausstellungen. – Diese Neigungen folgen nicht unmittelbar aufeinander, sondern sind ineinander verwoben, daß es unmöglich ist, Anfang und Ende zu bestimmen. Nun kommen noch spätere Neigungen zur Literatur, zur Geologie, zur Himmelskunde, Mythologie, deutschen Sprache (althochdeutsch) usw. hinzu, so daß folgende Gruppen entstehen:

1. Naturgenuß a) Geologie

b) Botanik

c) Himmelskunde

2. Kunstgenuss a) Musik

b) Poesie

c) Malerei

d) Theater

3. Nachahmungen des Handelns und Treibens

a) Kriegswesen

b) Baukunst

c) Seewesen

4. Lieblingsneigung in den Wissenschaften

a) guter lateinischer Stil

b) Mythologie

c) Literatur

d) deutsche Sprache

5. Innerer Trieb zu universeller Bildung umfaßt alles andere und fügt vieles Neue hinzu

Sprachen

1. Hebräisch

2. Griechisch 2. Musik

3. Lateinisch 3. Poesie

4. Deutsch 4. Malerei

5. Englisch 5. Plastik

6. Französisch usw. 6. Chemie.

7. Architektur usw.

Künste

1. Mathematik

Nachahmungen

Wissen

1. Militärische Wissenschaft 1. Geographie

2. Seewissenschaft 2. Geschichte

3. Kenntnis der verschiedenen 3. Literatur

Gewerbe usw. 4. Geologie

5. Naturgeschichte

6. Altertum usw.

und über alles *Religion*, die Grundveste alles Wissens!

Groß ist das Gebiet des Wissens, *unendlich* das

Forschen nach Wahrheit!

Die Schillerfeier in Pforta*

Den 8. 12. 1859

Der hundertjährige Geburtstag Schillers hatte bei allen Verehrern des großen Deutschen den Wunsch einer allgemeinen Gedächtnisfeier angeregt. Und nicht nur die Gebildeten, nein, auch die untern Stände des Volkes nahmen lebhaft an diesem Nationalfeste Anteil. Über die Grenzen Deutschlands hinaus war das Gerücht hiervon gedrungen; fremde Länder, ja ferne Erdteile trafen großartige Vorbereitungen zu diesem Tage, so daß man wohl behaupten kann, daß noch kein Schriftsteller ein allgemeineres Interesse hervorgerufen hat, als Schiller. Aber wodurch konnte man den Dichter würdiger feiern, als durch die Aufführung seiner hohen Werke? Was vermöchte uns mehr an ihn zu erinnern, als seine eignen Geistesprodukte, der Spiegel seines großen Geistes? Und so wurden auch an diesem Tage in allen Schauspielhäusern nur schillersche Stücke gegeben, in geschlossenen Gesellschaften vorzügliche Szenen aus seinen Dramen aufgeführt, ja fast in jedem Hause wurde er auf irgendeine Weise gefeiert; ein Band aber schlang sich um alle Herzen, das Band der Liebe und Verehrung für den großen Toten. Auch Pforta wollte nicht hinter den allgemeinen Bestrebungen zurückbleiben: schon lange Zeit vorher waren Vorbereitungen zu diesem Tag getroffen. Am Mittwoch fand eine Vorfeier im Turnsaal statt, der hierzu festlich ausgeschmückt war. Eine große Menschenmenge hatte sich in ihm versammelt; der Name »Schiller« schwiebte auf aller Munde, und aller Augen auf seiner Lorbeerbekränzt Büste. Zuerst wurden die Piccolomini von den Primanern gelesen; die Rolle des Wallenstein hatte Herr Prof. Koberstein übernommen. – Eine hebre Heldengestalt trat vor unsre Augen, die sich kühn über die beengenden Verhältnisse des Lebens hinwegsetzt, einem Ziele nur nachstrebt, das in des Herzens tiefsten Grunde verborgen liegt und alle Handlungen lenkt und leitet. Um sie eine Schar von Feldherrn; die einen in feiger Selbstsucht die Heldengröße ihres Herrn verkleinernd, die andern treu ihm allein ergeben und für sein Wohl wie um das ihrige besorgt. Diesen gegenüber erscheint ein kaiserlicher Hofmann, in allen Schlichen und Redekünsten gewandt, aber doch an der gewaltigen Majestät Wallensteins scheiternd. Und nur ein Schiller konnte uns in so klaren Umrissen den großartigen Charakter dieses Helden vorführen, der über seine Zeit erhaben stolz auf alles Niedrige niederblickt. –

Den zweiten Teil der Vorfeier bildete die Aufführung der Glocke, komponiert von Romberg. Dieses edle Werk versetzte uns durch die Gewalt der Töne in all die Situationen und Lebensbilder, die die Glocke vor uns aufrollt. Wir gerieten in Angst bei der Verwirrung der Feuersbrunst, wir trauerten mit bei den ernsten Klagegesängen, wir wurden erschreckt über die wilden Melodien der Revolution, bis sich unsre Gemüter wieder in der Milde der Friedenschöre beruhigten. Kaum waren die letzten Töne verklungen, da betrat Herr Prof. Koberstein die Bühne und beschloß mit dem edlen Epilog Goethes die Vorfeier. –

Am folgenden Tage fielen die Lektionen der Feier wegen aus. Um zehn Uhr war wiederum Aktus im Turnsaal, der mit zwei schillerschen Chören »Frisch auf, Kameraden« und »Freude, schöner Götterfunken« begann. Gedichte einiger Primaner zu Ehren Schillers wechselten nun mit Arien

und Balladen ab, bis endlich Herr Prof. Koberstein die Bühne betrat und die Festrede hielt. Er vergegenwärtigte uns in derselben die Zeit vor Schillers Auftreten und entwickelte dann seine literarische Wichtigkeit für die deutsche Nation und schloß endlich mit dem Gedanken »dieses Nationalfest sei ein bedeutsames Vorzeichen für das wiedererwachte deutsche Nationalgefühl, und man könne an diese Feier schöne Hoffnungen für die Zukunft knüpfen.« –

Nach dem Festessen war dann allgemeiner Spaziergang bis drei Uhr. Die folgenden Stunden verbrachte jeder mit Lesen von Schillers Werken usw. bis endlich Tanz bis zehn Uhr die Feierlichkeiten beschloß. Die Primaner indessen vergnügten sich bei einem Ball noch bis spät in die Nacht hinein. Der folgende Morgen führte uns wieder in das Gleis des gewöhnlichen Lebens: ein hoher und edler Gedanke war aber allen geblieben, nämlich den Manen Schillers ein würdiges Totenopfer gebracht zu haben. –

[Aus dem Jahre 1860]*

Sage mir, teurer Freund, warum du so lang nicht geschrieben?

Immer hab ich geharrt, Tage und Stunden gezählt.

Denn ein gar süßer Trost ist ein Brief vom Freunde entsendet,

So wie ein sprudelnder Quell durstige Wandrer erquickt.

Viel auch ist mir wert die Kunde von deinem Befinden:

Habe auch ich doch einst ähnliche Wege gewallt,

Habe so Freud' wie Leid mit dir zusammen genossen,

Und in Freundesverein wurde das Schwerste uns leicht.

Freilich weiß ich recht wohl: Schuljahre sind schwierige Jahre,

Nie wird jegliche Last, Mühe und Arbeit gescheut.

Oft auch möchte die Seele sich los von den hemmenden Fesseln

Reißen, in Einsamkeit flüchten das fühlende Herz;

Aber auch diesen Druck erleichtert die treuliche Freundschaft,

Die sich stets voll Trost, voll von Erhebung uns naht.

Unter Freunden ist nichts, was der eine dem andern

verbürge;

Alles teilen sie sich mit im vertrauten Gespräch.

Ist auch der eine entfernt, die Liebe durchsegelt die Lüfte,

Und in Gestalt eines Briefs naht sie dem einsamen Freund.

Teurer! Bald nahet der Tag wo auch wir uns wieder erblicken,

Und des trauten Gesprächs lang schon entbehrten uns freun.

Aber nur kurz ist die Freud'! Denn bald enteil' ich von neuem,

Nicht nach Pforta zurück, wo nur die Strenge regiert,

Nicht nach dem Fichtelgebirg dem düsteren, nein, in die Heimat!

Ach wohl zum letztenmal grüß ich den teuersten Ort!

Doch – die Entfernung hemmt nicht der Seelen stete Verbindung,

Et manet ad finem longa tenaxque fides!

Meine Ferienreise*

Pforta 1860. Hundstage

Früh um drei Uhr standen wir auf; der Morgen war kühl, düster, man konnte einen Regen vermuten. Schweigend gingen wir durch die Felder, manchen Blick noch auf das liebe Haus zurückwerfend, das hinter uns lag. Der Himmel wurde immer trüber, immer umwölkter; als wir über die Saale fuhren, fielen die ersten schweren Tropfen. Schon lag der Eisenbahndamm vor uns, noch zehn Minuten und wir sind da. Es regnet heftig; mit hastigen Schritten geht es vorwärts.

Ein dröhnenches Geräusch; donnernd rasselt der Zug an uns vorüber.

Atemlos kommen wir an; der Bahnwärter winkt uns zu eilen; wir nehmen Platz; der Zug setzt sich in Bewegung. Wunderbar, wir waren ganz durchnäßt und ganz mit Schweiß überdeckt; aber ohne Schaden ging alles vorüber. Merseburg lassen wir seitwärts liegen; in Halle machen wir Halt. Ich war über die Veränderung erstaunt, die in dieser Stadt innerhalb weniger Jahre stattgefunden hat; nette, moderne Häuser und Läden überall, wo früher jene schwarzen, langgegabelten Gebäude mit den hohen Eingangsttreppen waren. Ein kleines Geschäft, das den Onkel noch verhinderte, wurde bald abgemacht; dann begaben wu uns auf die Post und ließen uns einschieben. Nach kurzer Zeit fuhr der Postwagen vor, wir stiegen ein und fort ging's nach Eisleben. Der Himmel hatte sich aufgeheizt. Lange glänzende Strahlen lagen auf den weiten Feldern, dazwischen schwebten die flüchtigen Schatten eilender Wolken. Lange Zeit verweilte unser Auge auf der Irrenanstalt, an die sich so leicht eine traurige Gedankenkette knüpft. Das lange, weiße Gebäude tritt seltsam aus dem hellen, frischen Grün hervor, das sich rings hinzieht. Dann wurde die Straße eintöniger; hier und da ein Blick auf die öde Heide, sonst alle Felder grün, weiß, gelb in ewiger Abwechslung. Ich begann meine Reisegesellschaft zu mustern. Neben mir saß ein Mann, der, zufrieden mit allem, wie es schien, gutmütig zu allem lächelnd nickte, was sein Nachbar sagte. Dieser hingegen war in fortwährender Aufregung; der Fluß seiner Rede konnte durch nichts gedämmt werden. Er verbreitete sich hauptsächlich über seine eignen Güterangelegenheiten; ein Mann von Geld, aber ohne Bildung. Charakteristisch war, daß er fortwährend von Minister B... H... sprach, hie und da heftig auf ihn losfuhr, dann aber allemal hinzufügte: »Trotzdem ist es doch ein ganz vorzüglicher Mann, der B. H., was der Mann nicht für ein leutseliges Gemüt hat!« Und dann pflegte er seine Zusammenkünfte mit ihm aufs ausführlichste mitzuteilen. Mir schien es fast nur eine Art von Stolz zu sein, denn die Ehre, mit einem Minister in nähere Berührungen zu kommen, widerfährt nicht einem jeden. – Sobald wir über Langenbogen hinaus waren, wurde die Gegend interessanter. Die Straße hob sich allmählich in Windungen, endlich lag, als wir um eine Ecke herumbogen, plötzlich der weite Spiegel des Salzigen Sees vor uns. Ringsum grüne Hügelkette, Weinberge, in den golden schimmernden Fluten eine dichtbewaldete Landzunge, vom Mund des Volks die Teufelsbrücke genannt, anknüpfend an eine Sage, die durch ganz Deutschland verbreitet in den mannigfachsten Variationen so

manche Brücke, so manche Mühle umrankt. Bald wiederholte sich der liebliche Anblick; zu unsrer Rechten tauchte der Süße See auf. Die wunderschönen ruhigen Fluten, das kleine, nett gebaute Seeburg, die grünen Bergzüge fließen so sanft ineinander und vereinigen sich zu einem reizenden Gemälde. Hier ist es auch, wo der Postillion durch einzelne Melodien ein sehr klares, reines Echo weckt, das ganze Zeilen treulich wiedergibt. –

Jetzt nahm uns eine grüne Hügellandschaft auf; vergeblich fragte ich nach Holzzelle, dem Wohnort von Immermanns Onkel; niemand wußte mir diesen Schauplatz jener Studentenstreiche, an die ich nie ohne Gelächter denke, anzugeben.

Endlich erreichten wir Eisleben. Wir stiegen in der Post ab, begaben uns in einen Gasthof und erquickten uns hier durch Speise und Trank. Neben uns nahm ein Mann Platz, der mir, wie es schien, ein beständiger Besuch zu sein schien; vermöge alberner Bemerkungen und einer höchst dreisten, unverschämten Redeweise leitete er bald die Unterhaltung, die sich freilich um höchst gleichgültige Gegenstände drehte. Wir verhielten uns sehr ruhig. Dann begann er, die geistliche Nähe witternd, plötzlich sich auf die niedrigste Weise an den Pfaffen, den Landaussaugern usw. auszulassen.

Um vier Uhr bestiegen wir wieder die Post. Der Weg führte nach Mansfeld zwar in ewigen Umwegen, so daß wir uns fast im Kreise bewegten, aber doch endlich zum Ziele. Die Burg selbst wird von dem neuen Besitzer, dem Herrn v. d. Recke aufs glänzendste restauriert. Wir hatten das Vergnügen, mit dem »hohen, edlen« Herrn zu reisen; er unterhielt sich auf das liebenswürdigste mit uns. Der Onkel, dessen Patron er ist, ist auch voll seines Lobes auch in bezug auf seine ganz christlichen Grundsätze. – Auch in Mansfeld hielten wir uns nicht auf. Je näher ich kam, desto reger wurde meine Erwartung. Wir gingen dann zu Fuß; die Gegend wurde immer schöner. Je höher wir stiegen – und der ganze Weg ist beinahe ein beständiges Aufsteigen – um so dichter kamen wir in den Wald. Dazwischen wieder lichte Stellen – zur Seite ein lang sich dahinstreckender Berg mit dem wundervollsten Grün, in den Tälern fruchtbare Felder, dahinter blaue Bergketten. Endlich ragte der Turm aus der Ferne hervor. Wir trafen einzelne Männer aufs eifrigste mit Holzhacken beschäftigt. Sonst alles dichter, grüner Wald.

Ein Schritt – und wir standen plötzlich im Dorf und nach wenig Augenblicken im Haus des lieben Onkels. Freudig, jubelnd empfing uns die alte Haushälterin, eine Naumburgerin. Wir waren beide etwas ermattet, ein kräftiges Abendbrot stärkte uns wieder. Von Anfang an war mir hier gleich so heimisch, wie noch nirgends. Nach dem Abendbrot begann der Onkel auch auf seinem Aeolodicon zu spielen. Goldenklar begann ein zarter Ton, im reinsten Wohlklang folgten andere und plötzlich schwoll die Harmonie in wundervoller Weise an. So ernst, so erhaben, so ganz dem innersten Gefühl entquollen, strömte eine mächtige Tonfülle in den reinsten, kirchlichen Typen.

Am Abend sangen wir noch ein geistlich Lied zusammen, wozu die Haushälterin des Onkels herbeikam. Dann hielt der Onkel die Abendandacht. Diese schöne Sitte wurde nie hier vernachlässigt. –

Den andern Tag verbrachte ich immer noch ausruhend; der Onkel führte mich in seiner ganzen Besitzung herum. Das Haus selbst ist einfach, aber geräumig, mehrere große Stuben, Kammern, Küche, Keller, Boden. Ein Hof mit mehreren Gebäuden, Scheune und kleinem Gemüsegarten, den sich der Onkel selbst angelegt hat. Ein Brunnen mit sehr schönem frischem Trinkwasser. Einige Schritte entfernt liegt der große Baumgarten, ein gleichseitiges Rechteck von ungeheurer Dimension. Die mannigfachsten Baumarten, Fruchtbäume, dazwischen Gemüseanpflanzungen. Den vierten Teil nimmt der Blumengarten ein; die kleine von Gebüsch umgebene Laube habe ich sehr oft aufgesucht. – Das ganze Leben hier war höchst gemütlich und einfach. Ich hielt mich oben oft in der großen Stube auf, während der Onkel unten arbeitete. Treffliche Bücher fand ich hier, später bekam ich auch eigne Bücher nachgeschickt. Beständig habe ich mich auf das angenehmste beschäftigt. Mancherlei geschrieben und komponiert. – Viel auch spielt ich auf dem reizenden Aeolodicon, ein Vergnügen, das ich nicht sattbekommen konnte.

Den folgenden Tag bekam ich vor Mittag einen Brief von meinem Freund W. Pinder. Durch Umstände verhindert mit mir in Korbetha zusammenzutreffen, wollte er doch noch nachkommen, eine Nachricht, die mich sehr erfreute. In der Hoffnung, ihn den Nachmittag auf der Post in Mansfeld zu finden, ging ich hin, ihn abzuholen. Aber ich hatte mich getäuscht; er kam nicht. Und so kehrte ich allein durch die schönen Wälder zurück. –

Sonntag war's. Der Onkel war den ganzen Morgen noch sehr fleißig. Ich sah ihn erst unmittelbar vor dem Kirchgang. Die Kirche ist klein, aber sehr nett ausgeschmückt; der Besuch war immer recht zahlreich. Aber was für eine wunderschöne Rede hielt der Onkel! Welche Kraft in dieser Predigt! Wie nachdrücklich war jedes Wort! Ich erinnere mich fast noch jedes Gedankens, den der Onkel aussprach. Er sprach über die Versöhnung, anknüpfend an das Wort: Wenn du deine Gabe zum Altare bringst, so versöhne dich zuvor mit deinem Bruder. Es war den Tag gerade Kommunion; gleich nach der Predigt traten die zwei Amtleute des Dorfes vor, gebildete Männer, aber von jeher einander feind, und versöhnten sich, indem sie sich gegenseitig die Hand reichten. Das heißt doch ein Erfolg! Ich blieb nach der Predigt mit dem Onkel noch zurück; denn es war noch eine Taufe. Der Herr Kantor kam herunter und begrüßte uns. Welch ein lieber Mann! Eine lange gerade Gestalt, schmal, etwas eingefallen, aber noch sehr rüstig, mit dem freundlichsten Gesicht, der ruhigsten, zufriedensten Miene. Dabei so bescheiden, so still, daß man von Tag zu Tag ihn lieber gewinnt. Der Onkel lud ihn mit zu Mittag ein. Nach Tische beratschlagten wir, wohin wir unsre Blicke wenden sollten. Um drei gingen wir fort, fortwährend im dichten grünen Hochwald. Welchen erhabnen Eindruck macht nicht so ein Waldspaziergang! Plötzlich traten wir in das Freie heraus und sogleich weitet sich die Aussicht. Ein liebliches Gemälde bietet sich uns dar. Wir standen auf einem Bergrücken, von Heidekräutern bewachsen; vor uns breiteten sich goldene Gefilde, die Güldne Auen, vor allen trat Sangerhausen mit seinen Türmen deutlich hervor. Weiter dahinter der Kyffhäuser und ganz am Horizont die blaue Kette des

Thüringer Waldes. Berg und Tal, Wald und Feld bildeten eine lebendige, farbenreiche Landschaft. –

Längere Zeit verweilten wir hier. Dann ging es auf einem andern Wege wieder nach Hause zurück. –

Den folgenden Tag erhielt ich wieder einen Brief von W., der mich sehr froh machte. Der Regen, der ihn gehindert hatte, am bestimmten Tage einzutreffen, hatte ihm doch nicht die Lust genommen und so wollte er den Nachmittag kommen. Wir sandten einen Knaben nach Mansfeld, wir aber beschlossen, am Abend ihm entgegenzugehn. – Auf der Hälfte des Weges trafen wir ihn und freuten uns sehr, uns wiederzusehn. Der ganze Tag verging unter fröhlichen Gesprächen. –

Auch der Dienstag verfloß wieder höchst angenehm; den Nachmittag machten wir einen wunderhübschen Spaziergang zusammen. Erst brannte die Sonne sehr; endlich kamen wir aus dem freien Felde in frische lebende Wiesen und dann in den kühlen Wald. An einer Köhlerhütte machten wir halt. Der ganze Bau interessierte mich, da ich einen ähnlichen noch nie gesehen hatte. Auf einem größern Kreise waren Baumstämme eingerammt, so, daß die Spitzen zusammenkamen und das Ganze die Gestalt eines Giebels hatte. Darüber war dann Erde und Rasen geworfen, so daß sie gegen Regen und Wind fest genug war. In der Hütte selbst waren einige Bänke, sonst schien sie längere Zeit unbewohnt zu sein. In der Nähe fanden wir auch mehrere Meilerstätten. Den Brand anzusehn war mir nicht vergönnt; es war wohl nicht die passende Jahreszeit. –

Endlich traten wir aus dem Wald und befanden uns auf einem ziemlich steilen Abhang, vor uns die blauen Berge des Harzes. Mit dem Fernrohr besichtigten wir die Höhen; ich konnte das Kreuz auf der Josephshöhe erkennen, dann zeigte sich auch Viktorshöhe und der Brocken alles sehr schön und deutlich. Wie gern versetzt man sich über die wenig Meilen hinweg, die uns noch von einem Lieblingsort trennen! Das Auge sieht erst die Stätte von weitem, der Geist aber weilt längst auf ihr und genießt, obschon ihm der träge Körper nicht folgen kann. –

Den folgenden Tag sahen wir endlich den schönsten Punkt, den die nächste Gegend hat, die Rammelsburg. Da der liebe Onkel zurückblieb aus Sorge für die Haushälterin, die krank geworden war, so war der Herr Kantor mit seiner gewohnten Freundlichkeit sogleich bereit uns zu führen. Beinah schien das Wetter uns ungünstig zu werden. Ein brodelndes, dumpfes Gewitter schwabte über unsren Häuptern hin. Wir ließen uns aber nicht abschrecken, sondern suchten die geradesten Wege auf, um so bald als möglich hinzukommen. Zur Rechten zogen sich dicht bewaldete Höhen hin, die in dem schönsten Blau sich verloren, vor uns ein durchrieseltes Wiesental, angrenzend an einen düsteren Forst. Wir gingen hindurch; der Weg führte aufwärts, endlich sahen wir ein niedliches Haus, das Schweizerhäuschen genannt, vor uns stehen. Wir eilten auf dasselbe zu, hielten uns aber die Augen zu bis wir auf der Galerie desselben waren und die ganze Gegend vor uns hatten. Welch reizend Schauspiel! Vor uns die Rammelsburg auf einem bewaldeten Berge liegend, niedriger als wir, rechts und links überall Höhenzüge voll dichter Forsten, die sich übereinander erhoben und deren Grün den angenehmsten Eindruck auf

mich machte. Dahinter die blauen Harzberge. Man kann sich eine Waldlandschaft nicht reizender denken. Der liebliche Gegensatz von Berg und Tal, das alte Schloß, der Duft, der auf den Wäldern schwiebte, endlich der blaue Himmel, der darüber so still, so friedlich ruhte. Im Tale tönte das Geplätscher der Bode, sonst alles still, ohne Geräusch. Wir waren ganz in den Anblick vertieft; im stummen Entzücken standen wir da, wie traurlich ist doch die Waldeinsamkeit! – Oben fand ich an den Wänden des Hauses einen Vers aus Amaranth angeschrieben, der ganz diesem Gefühl entquollen zu sein schien. Auch die Namen der Mama und Liesbeth fand ich wieder, die sich vor einem Jahre hier angeschrieben hatten. Ich schrieb den meinigen hinzu. Wohl eine Stunde weilten wir hier. Dann führte uns der Herr Kantor auf unsren Wunsch hin nach der Rammelsburg. Um keine Umwege machen zu müssen, stiegen wir gerade den Weg hinunter, überschritten den lebendigen, forellenreichen Waldbach und stiegen auf der andern Seite wieder hinauf. Noch mehrere romantische Partien sahen wir; so standen wir plötzlich an einem Abhang, der, ähnlich der Roßtrappe uns mit Staunen und Schrecken erfüllte. Das Lieblichste auf dem ganzen Wege aber sahen wir oben. Das ganze Bodental mit seinem grünen Teppich, die grünen duftigen Bergketten zu den Seiten, am Fuß des Berges einzelne Häuser, die zu Rammelsburg gehörten, der Bach, der silbern das Grün durchschlängelte und weit in der Entfernung mit Wald und Wiese verschwamm, das alles deuchte mir der lieblichste Anblick, den ich je gesehn hatte. Wir ruhten hier oben noch etwas aus, dann begannen wir den Rückweg. Der Herr Kantor erzählte uns aus seinem Leben, besonders aus den Jahren 1813-15, die angenehmsten Geschichten. Wie leid tut es mir, daß ich eine wunderhübsche Geschichte von einem Schillschen Jäger beinah wieder vergessen habe! Am Abend aßen wir wieder zusammen, der Onkel war sehr heiter und er erzählte uns allerlei lustige Sachen.

Es regnete die Nacht etwas; den Morgen kam der Herr Superintendent von Boneckau, um die Schule zu revidieren. Wir begaben uns in den Garten, wo wir uns über die Kirschbäume hermachten, ein Geschäft, das wir überhaupt sehr eifrig betrieben haben. Der Herr Superintendent war mit bei Tische, lud uns auch ein, mit ihm nach Mansfeld zu fahren, aber der Onkel schlug es aus. Den Nachmittag gingen wir nach dem Knochenbrunnen, der mitten im Walde aus einem Abhange quellend, kleine Knöchlein mit sich führt. Wir sammelten mehrere, und ich versuchte, dies auf das sonderbarste zu erklären; es wird aber wohl so sein, wie ein Förster gesagt hat, daß es Knochen von Fröschen sind, die sich im Winter hier verkrochen haben und umgekommen sind, die dann von den strömenden Fluten mit herausgespült werden. Der Weg war etwas feucht. –

Der folgende Tag führte uns nach einem neuen Punkt der Waldfeste Grillenburg. An der Luke vorbei führte der Weg durch einen wunderschönen Tannenwald, verlor sich dann etwas im dichten Gebüsch, tauchte dann aber wieder an einer sonnigen, erdbeerreichen Stelle auf. Dann ging es etwas abwärts, dann wieder empor und plötzlich standen wir vor einer wunderschön gelegenen Burg. Wir stiegen sogleich auf den

höchsten Teil der Mauer und ergötzten uns an den schönen Wäldern, die sich in den schönsten Farben vor uns ausbreiteten. Nach rechts war der Blick freier. Ein nettes Dorf lag zu unsren Füßen. Dahinter lag die Goldne Aue. Den Horizont begrenzten die Höhen des Thüringer Waldes. Der Onkel erzählte uns folgende Geschichte, die darauf bezüglich ist. Die Herren der Grillenburg hatten einst die Braut eines Grafen von Mansfeld entführt. Letzterer, untröstlich über den Verlust, verkleidete sich als Troubadour und besuchte alle Burgen der Umgegend, indem er immer ein Lied wiederholte, das, wie er wußte, seine Geliebte recht wohl kannte. Endlich kam er auch zur Grillenburg; vor der Mauer begann er traurig seinen innigen Gesang. Da antwortete ihm plötzlich eine bekannte Stimme und fiel leise in dieselbe Melodie ein. Der freudig überraschte Sänger eilte nach Mansfeld zurück, überfiel bei Nacht die Grillenburg mit seinen Mannen, und als schönste Beute brachte er seine Geliebte mit. –

Der folgende Tag; es war Sonnabend; ist berühmt, weil an ihm der Beschuß zu unsren monatlichen Sendungen und zu der gemeinschaftlichen Kasse gefaßt wurde. W. und ich waren in den Wald gegangen; hier setzten wir uns etwas hin und beratschlagten darüber. Der Plan erstreckte sich zuerst nur auf Poesie und Wissenschaft. Musik war noch ausgeschlossen. Über einzelne Forderungen und Bedingungen entstand ein Streit. Endlich schwiegen wir mißmutig und gingen schweigend zurück in den Garten des Onkels. Hier endlich löste sich unsre Zunge; beide Teile waren nachgiebiger geworden. – An diesem Tag soll nun jährlich ein Fest gefeiert werden, und zwar auf der Rudelsburg, wozu jeder irgendeinen Beitrag schriftlich einliefern muß, dies wird dann oben auf dem Turm vorgelesen. –

Das Ende unsres Aufenthaltes nahte heran. Es war wiederum Sonntag, und Dienstag wollte der W. so durchaus wieder fort. – Den Vormittag hörten wir wieder eine herrliche Predigt. Mittag war wieder der Herr Kantor zu Tisch eingeladen. Nachdem wir in der Betstunde gewesen waren, wo der Onkel die Kinder katechisierte, gingen wir alle vier zusammen etwas spazieren. Wir suchten heute die Überreste eines verwüsteten Dorfes auf. Dichter Wald und Gebüsch bedeckte die Stätte, so daß man kaum durchdringen konnte. Man erkannte noch die Lage des Kirchhofs; sonst waren alle Trümmer dicht bewachsen und unerkennbar. Dann suchten wir Erdbeeren und fanden auch eine ziemliche Menge. Zu Hause zurückgekehrt, beschlossen wir den Tag unter heiteren Gesprächen. Ich möchte gern noch mehreres von den hübschen Erzählungen, die uns der Onkel mitteilte, anführen; aber wie leer kommt mir alles Geschriebene vor, im Gegensatz zu dem lebendigen, mündlichen Wort! Wenn uns jemand eine Geschichte erzählt, so knüpft sich sogleich ein persönliches Interesse daran; wenn dieses aber fehlt, so erscheint uns manches sehr unbedeutend und nichtig. –

Der folgende Tag war ein Packtag. Der Onkel war von vormittags zehn bis vier nachmittags abwesend, und zwar bei einem benachbarten Geistlichen, dessen Geburtstag war. Wir verbrachten diese Zeit, da wir der Einladung des Onkels, mitzukommen, nicht Folge leisteten, unter Abschreiben von schönen Gedichten und Volksliedern, die wir noch nie

gesehn hatten, oder mit Aeolodiconspielen und Lesen. Den Nachmittag besuchten wir noch den Herrn Kantor, um von ihm Abschied zu nehmen. Er war wieder so außerordentlich freundlich. Dann wollten wir noch dem Onkel entgegengehn, aber kaum waren wir fort, so trafen wir ihn. Den ganzen Abend verbrachten wir noch sehr angenehm, indem uns der Onkel Abenteuer aus seinem Leben erzählte, die er meistenteils auf Reisen erlebt hatte; wir waren immer sehr gespannt. –

Endlich war der traurige Dienstag herangekommen, wo wir Gorenzen verlassen wollten; ich war sehr betrübt und wäre gar zu gern noch ein paar Tage dageblieben. Aber es mußte nun einmal geschieden sein! –

Wir standen etwas zeitig auf, tranken Kaffee und frühstückten und machten uns dann nach vielem Abschiednehmen auf den Weg. Der Onkel begleitete uns noch ein ziemliches Stück. Dann schied er von uns; mir wurde sehr traurig zumute. Die wenigen Worte des Dankes, die ich ihm sagen konnte, waren für all die Freude, für all diese herrlichen Stunden so unzureichend. Und gerade jetzt, wo mir das großväterliche Haus auf immer geschlossen ist, war mir ein so lieber Ort so wohltuend, so beglückend. –

Der erste Teil des Weges war wunderschön. Bald in den prachtvollsten Wiesen, auf denen noch der Morgentau blitzte, bald durch die dunkelsten Tannenwälder, in ewigem Wechsel. Wie oft schauten wir wehmütig auf die herrliche Gegend zurück! –

Wir eilten jetzt den Ebenen unsres Vaterlandes immer mehr zu; das merkten wir an dem beständigen Herabsteigen. Ein weißer Nebelfleck leuchtete lange am Horizonte; es war der Süße See. Bald winkten uns von fern die Türme von Eisleben. Die Sonne brannte etwas, ich wünschte sehr bald dort zu sein. Auf der Post besorgten wir sogleich unser Gepäck, begaben uns dann in einen Gasthof und nahmen hier etwas zu uns. Dann gingen wir zum Lutherhaus, geführt von einem ehrbaren Handwerker. Ein Seminarist empfing und führte uns zuerst in einen Saal, wo sehr viele Andenken an Luther waren. Handschriften, Bilder von Lucas Cranach, sämtliche Kurfürsten von Sachsen, der Schwan Luthers und andres unzählige. Ein Zimmer daneben enthielt sehr wertvolle alte Gemälde, den Untergang der Welt, den Kreuzestod Jesu, die Auferstehung, mehrere darunter von Lucas Cranach, sonst auch von andern berühmten Meistern. Dann gingen wir die Treppe herunter und traten in die Stube, wo Luther geboren war, wiederum mit vielen Bildern ausgeschmückt. Wir hatten nicht lange Zeit, drum trennten wir uns bald wieder und besuchten noch den Herrn Oberpfarrer Jahr, den ehemaligen Superintendenten von Naumburg. Er nahm uns auf das freundlichste auf und war überrascht, als wir nach einem Halbstündchen schon wieder aufbrachen, lud uns auch zu einem längern Aufenthalt sehr liebenswürdig ein. Sein Sohn, der Primaner, begleitete uns zur Post. In kurzem fuhren wir ab. Mir war es den ganzen Tag sehr unwohl. Auf der langweiligen, staubigen Chaussee wurde es immer schlimmer; ich versuchte zu schlafen, wachte aber immer zu bald wieder von dem lauten Geschwätz meiner Umgebung auf. Besonders zeichnete sich hierin ein junger Reisediener aus, ein gutmütiger Leichtfuß, der trotz seiner beständigen Reisen noch nicht erkannt zu

haben schien, daß das Leben auch nur eine Reise sei, aber nach einem ewigen Ziel. – In Halle stiegen wir ab. Mein Freund besuchte noch Verwandte, ich aber ließ mich von einem Jungen, der mein Gepäck trug, auf den Bahnhof führen. Nach unseligen Umwegen kam ich dorthin, ging dort in das Hotel zur Eisenbahn und suchte dort durch Lesen und Essen meine Mißstimmung zu vertreiben. Um sechs begab ich mich auf den Bahnhof selbst, wurde hier noch recht in Schrecken gesetzt, indem mir jemand versicherte, der Zug nach Naumburg wäre schon da. Endlich kam mein Freund, nach längerem Warten auch der Zug, und fort ging's nach Naumburg. Als wir dort um halb neun Uhr ausstiegen, begann es tüchtig zu regnen. Wir waren sehr froh, als wir zu Hause glücklich anlangten und ein jeder seine matten Glieder und den verstimmten Geist durch einen ruhigen Schlaf erquicken konnte. Somit war diese Reise geendet, in vieler Beziehung die angenehmste, die ich seit längerer Zeit gemacht habe. Schade nur, daß mir der letzte Tag der Zurückreise so unangenehm verging! Den andern Tag schrieb ich sogleich noch mit meinem Freund an den Onkel, indem ich mich noch viele Mal bedankte und meine Zurückreise erzählte. – Was soll ich noch anfügen? Meine Aufgabe ist gelöst, mein Ziel erreicht.

Mein Lebenslauf [I]*

[Aus dem Jahre 1861]

Die verflossene Zeit des Lebens zu überschauen, und Gedanken an die wichtigsten Ereignisse desselben anzuknüpfen, kann und darf niemandem uninteressant sein, dem seine eigne Sitten- und Geistesentwicklung am Herzen liegt. Denn wenn auch die Keime zu den geistigen und sittlichen Anlagen schon in uns verborgen liegen und der Grundcharakter jedem Menschen gleichsam angeboren ist, so pflegen doch erst die äußern einwirkenden Verhältnisse, die in bunter Mannigfaltigkeit den Menschen bald tiefer, bald flüchtiger berühren, ihn so zu gestalten, wie er als Mann sowohl in sittlicher als geistiger Beziehung auftritt. Günstige Lebensverhältnisse können deshalb, ebenso wie unglückliche, sich sowohl nützlich als schädlich zeigen, je nachdem die verschiedenen Keime zu bösen und guten Neigungen dadurch geweckt werden. Wie oft doch preisen die Menschen die Reichen, Berühmten, überhaupt vom Glück Begünstigten glücklich und wie oft verwünschen nicht gerade jene ihre Lebensstellung, die sie in Laster und Gemütsunruhe gestürzt habe und Neigungen, die ihre Lebensfreude aufzehren, in ihnen erweckt habe. Wofern diese Anschuldigung des Schicksals gerecht ist, wofern überhaupt alle die ihm gemachten Vorwürfe billig sind, so muß diese austeilende Macht entweder blind oder das Prinzip der Ungerechtigkeit sein. Es ist aber ebenso undenkbar, die höchsten Interessen des Menschengeschlechts in die Hände eines gedanken- und unterscheidungslosen Wesens zu legen, als einem urbösen Etwas anzuvertrauen. Denn ein abstraktes, ungeistiges Schöpferisches kann ebensowenig wie ein urböses Wesen unsre Geschicke leiten, da im ersten

Fall das Geistlose nicht existieren kann – denn alles, was ist, lebt – im zweiten Fall der dem Menschen angestammte Trieb zum Guten unerklärbar wäre. Es gibt in allem Geschaffnen Stufenleitern, die sich auch auf unsichtbare Wesen erstrecken müssen, wenn nicht die Welt selbst die Urseele sein soll. So bemerken wir einen Fortschritt des Lebens, ausgehend vom Stein, überhaupt dem scheinbar Festen, Starren, fortschreitend zu Pflanzen, Tieren, Menschen und auslaufend in Erde, Luft, Himmelskörper, Welt oder Raum, Stoff und Zeit. Soll hier die Grenze und das Ende sein? Sollen abstrakte Begriffe die Schöpfer alles Seins sein? Nein, über das Stoffliche, Räumliche, Zeitliche hinaus ragen die Urquellen des Lebens, sie müssen höher und geistiger sein, die Lebensfähigkeit unendlich, die Schöpferkraft unbegrenzt sein.

Eine andre Stufenleiter bildet die anwachsende Verteilung der Geisteskräfte, und hier steht von allen sichtbaren der Mensch an der Spitze, da er die größte Geistesausdehnbarkeit hat. Aber die Unvollkommenheit und Beschränktheit des menschlichen Geistes, der die Welt klar durchdringen müßte, wenn er der Urgeist sein sollte, leitet unsre Blicke auf eine höhere, erhabenere Geisteskraft, von der alle andern Geisteskräfte wie von einer Urquelle her fließen. So lassen sich noch viele solche Stufenleitern finden, wie der anwachsende Fortschritt des Stofflichen, Räumlichen, Zeitlichen, der Moral usw. Alle aber – und das ist das Wichtige – bestimmen uns erstens die Existenz des ewigen Wesens, dann auch die Eigenschaften desselben. Nur auf einem guten Wesen und zwar auf einem Prinzip des Guten kann die Auseilung der Geschicke ruhen und wir müssen nicht verwegen den Schleier zu heben wagen, der über der Leitung unsrer Verhältnisse gebreitet ist. Wie vermöchte auch der Mensch mit seinen so gering ausgebreiteten Anlagen des Geistes die erhabenen Pläne zu durchdringen, die der Urgeist aussann und ausführt! Es gibt keinen Zufall; alles was geschieht, hat Bedeutung, und je mehr die Wissenschaft forscht und sucht, desto einleuchtender wird der Gedanke, daß alles, was ist oder geschieht, ein Glied einer verborgenen Kette sei. Wirf deinen Blick auf die Geschichte; glaubst du, daß bedeutungslos die Zahlen sich aneinanderreihen? Schaue den Himmel an; meinst du, daß ordnungs- und gesetzlos die Himmelskörper ihre Bahnen wandeln? Nein, nein! Was geschieht, das geschieht nicht von ungefähr, ein höheres Wesen leitet berechnend und bedeutungsvoll alles Erschaffne.

Mein Lebenslauf [II]

[Aus dem Jahre 1861]

Es macht auf mich immer einen eigentümlichen Eindruck, wenn ich auf die verflossnen Jahre zurück schaue und mir längst geschwundene Zeiten vergegenwärtige. Jetzt erst erkenne ich, wie manche Ereignisse auf meine Entwicklung eingewirkt haben, wie sich Geist und Herz durch den Einfluß der umgebenden Verhältnisse gestaltet haben. Denn wenn auch die Grundzüge des Charakters jedem Menschen gleichsam angeboren sind, so bilden doch erst die Zeit und die Umstände diese rohen Keime aus und

prägen ihnen bestimmte Formen auf, die dann durch die Dauer fest und unverlöschlich werden. Wenn ich nun mein Leben ansehe, so finden sich mehrere Ereignisse, deren Einflüsse auf meine Entwicklung unverkennbar sind. Diese Vorfälle sind aber eben nur für mich bedeutsam und mögen für andre wenig Anziehendes haben.

Mein Vater war Geistlicher zu Röcken, einem Dorf, das in der Nähe von Lützen liegt und sich an der Landstraße hinstreckt. Rings wird es durch mehrere größere Teiche, teils durch frische Waldungen umgeben, ist aber sonst weder schön, noch anziehend gelegen. Hier bin ich am 15. 10. 1844 geboren und erhielt meinem Geburtstag zufolge den Namen Friedrich Wilhelm. Was ich über die ersten Jahre meines Lebens weiß, ist zu unbedeutend, es zu erzählen. Verschiedene Eigenschaften entwickelten sich schon sehr frühe, eine gewisse betrachtende Ruhe und Schweigsamkeit, durch die ich mich von andern Kindern leicht fernhielt, dabei eine bisweilen ausbrechende Leidenschaftlichkeit.

Bedeutungsvoll war für mich das Jahr 1848. Neue Eindrücke nahm ich hier in mich auf; ich lernte das Kriegswesen durch die Einquartierung von Husaren kennen. Von der ausgebreiteten Revolution blieb unser Ort verschont, doch erinnere ich mich noch wohl, auf der Landstraße häufig Wagen mit großen bunten Fahnen und Leuten, die Lieder sangen, gesehen zu haben. Wichtiger wurde für mich noch das Jahr durch die Krankheit meines Vaters, die sich noch bis ins folgende Jahr hinzog und dann schnell das Ende herbeibrachte. Es war eine Gehirnentzündung, in ihren Symptomen der Krankheit des höchst seligen Königs ungemein gleich. Trotz der ausgezeichneten Beihilfe des Hofrat Opolcer nachher Kaiserl. österreich. Leibarzt, nahm die Krankheit einen reißenden Fortgang. Unruhe und Besorgnis breitete sich um unser Haus, das früher der Aufenthalt der schönsten Glückseligkeit gewesen war. Und wenn ich auch die Größe der bevorstehenden Gefahr nicht völlig begriff, so mußte doch die traurige, angstvolle Stimmung auf mich einen beunruhigenden Eindruck machen. Die Leiden meines Vaters, die Tränen meiner Mutter, die sorgenvollen Mienen des Arztes, endlich die unvorsichtigen Äußerungen der Landleute mußten mich ein drohendes Unglück ahnen lassen. Und dieses Unglück brach endlich ein.

Das war jene erste verhängnisvolle Zeit, von der aus sich mein ganzes Leben anders gestaltete.

Mein Lebenslauf [III]

[Aus dem Jahre 1861]

Ich bin zu Röcken geboren, einem Dorf, das in der Nähe von Lützen liegt und sich an der Landstraße entlang hinzieht. Rings wird es von Weidengebüsch und vereinzelten Pappeln und Ulmen umschlossen, so daß aus der Ferne nur die ragenden Schornsteine und der altägyptische Kirchturm durch die grünen Wipfel hindurchschauen. Innerhalb des Dorfes breiten sich größere Teiche aus, nur durch schmale Landstrecken voneinander getrennt: ringsum frisches Grün und knorrige Weiden. Etwas

höher liegt das Pfarrhaus und die Kirche, ersteres von Gärten und Baumpflanzungen umgeben. Dicht grenzt der Friedhof an, voll von eingesunkenen Grabsteinen und Kreuzen. Die Pfarrwohnung selbst wird von drei schön gewachsenen weitästigen Ulmen beschattet und macht durch ihren stattlichen Bau und ihre innere Einrichtung auf jeden Besucher einen angenehmen Eindruck.

Hier bin ich am fünfzehnten Oktober 1844 geboren und erhielt meinem Geburtstag angemessen den Namen: »Friedrich Wilhelm«. Was ich über die ersten Jahre meines Lebens weiß, ist zu unbedeutend, um es zu erzählen. Verschiedne Eigenschaften entwickelten sich schon sehr frühe. So eine gewisse Ruhe und Schweigsamkeit, durch die ich mich von andern Kindern leicht fern hielt, dabei eine bisweilen ausbrechende Leidenschaftlichkeit. Von der Außenwelt unberührt lebte ich in einem glücklichen Familienkreis; das Dorf und die nächste Umgebung war meine Welt, alles Fernerliegende ein mir unbekanntes Zauberreich. – Der heitre Himmel, der mich bis jetzt umlacht hatte, wurde plötzlich von schwarzen, unheilschwangeren Wolken getrübt. Mein Vater erkrankte gefährlich, ohne daß wir die Ursache der Krankheit durchschauten. Der scharfe Blick des Hofrats Opolzer erkannte sofort die Symptome einer Gehirnerweichung. Der Zustand wurde immer schlimmer, immer bedenklicher. Die zunehmenden Leiden meines Vaters, sein Erblinden, seine abgezehrte Gestalt, die Tränen meiner Mutter, die sorgenvollen Mienen des Arztes, endlich die unvorsichtigen Äußerungen der Landleute mußten mich ein drohendes Unglück ahnen lassen. Und dieses Unglück brach auch ein – mein Vater starb. – Ich übergehe meinen Schmerz, meine Tränen, die Leiden meiner Mutter, die tiefe Betrübnis des Dorfes. Wie hat mich das Begräbnis ergriffen! Wie drangen mir die dumpfen Sterbeglocken durch Mark und Bein! Zuerst fühlte ich, daß ich verwaist und vaterlos sei, daß ich einen liebevollen Vater verloren habe. Sein Bild steht noch lebendig vor meiner Seele: eine hohe, schmächtige Gestalt mit feinen Gesichtszügen und wohlwollender Freundlichkeit. Überall beliebt und gern gesehn, sowohl wegen seines geistreichen Gesprächs, als seiner teilnehmenden Herzlichkeit, von den Bauern geehrt und geliebt, als Geistlicher durch Wort und Tat segensreich wirkend, in der Familie der zärtlichste Gatte, der liebevollste Vater, war er das vollendete Musterbild eines Landgeistlichen.

»Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!«

Einige Monate darauf betraf mich ein zweites Unglück, das ich durch einen sonderbaren Traum vorausahnte. Mir war es, als hörte ich aus der nahen Kirche dumpfen Orgelton. Überrascht öffne ich das Fenster, das der Kirche und dem Friedhof zugewandt war. Das Grab meines Vaters tut sich auf, eine weiße Gestalt steigt herauf und verschwindet in der Kirche. Die düsteren, unheimlichen Klänge rauschen fort; die weiße Gestalt erscheint wieder, etwas unter dem Arm tragend, das ich nicht deutlich erkannte.

Der Hügel hebt sich, die Gestalt versinkt, die Orgel verstummt – ich erwache. Am folgenden Morgen wird mein jüngerer Bruder, ein lebhaftes und begabtes Kind, von Krämpfen überfallen und ist in einer halben Stunde tot. Er wurde ganz unmittelbar an dem Grabe meines Vaters beerdigt. –

Die Zeit, wo wir von unsrer geliebten Heimat scheiden sollten, rückte heran. Der letzte Tag und die letzte Nacht stehen mir noch besonders lebendig vor der Seele. Am Abend spielte ich noch mit mehreren Kindern, eingedenk, daß es das letzte Mal sei, und nahm dann von ihnen, wie auch von allen Orten, die mir lieb und teuer geworden waren, Abschied. Die Abendglocke hallte mit wehmütigem Klange durch die Fluren; mattes Dunkel breitete sich über unser Dorf, der Mond stieg auf und schaute bleich auf uns herab. Ich konnte nicht schlafen; unruhig und aufgeregt warf ich mich auf meinem Lager umher und stand endlich auf. Im Hof standen mehrere beladne Wagen, der matte Schein einer Laterne beleuchtete die Hofräume. Nie erschien mir meine Zukunft so dunkel und ungewiß, als damals. Sobald der Morgen graute, wurden die Pferde angeschirrt; wir fuhren durch den Morgen Nebel fort und riefen unsrer lieben Heimat wehmütig ein Lebewohl zu.

Naumburg, das Ziel unserer Reise machte auf mich einen höchst sonderbaren Eindruck. Das viele Neue, Kirchen und Häuser, öffentliche Plätze und Straßen, alles erregte mein Erstaunen und verwirrte zuerst meine Sinne. Auch die Umgegend zog mich sehr an, die durch ihre schönen Berge und Flußtäler, Schlösser und Burgen die ländliche Einfachheit meiner Heimat sehr in Schatten stellte. Bald auch begann ich meine Schullaufbahn und wurde nach genügenden Vorkenntnissen einem Institut zum Unterricht übergeben. Diese Zeit wurde für mich auch besonders dadurch wichtig, daß ich damals zuerst die beiden Knaben kennenlernte, mit denen verbunden ich bis jetzt in treuer Freundschaft stehe. Überhaupt wurde meine Bekanntschaft erweitert; ich wurde von mehreren Familien freundlich aufgenommen und begann mich wieder heimisch und wohl zu fühlen. Im Kreis meiner Freunde verlebte ich frohe und glückliche Stunden; gleiche Bestrebungen, gleiche Wünsche banden unsere Seelen immer fester aneinander, so daß wir Freude und Leid gemeinsam genossen und ertrugen. Wie unbedeutend erscheinen doch die Trübsale der Knabenjahre! Leichte, fliehende Wolken verdunkeln die aufgegangene Sonne; wenn aber die Sonne hoch steht und die Erde dennoch düster erscheint, dann müssen wahrlich schwere, drohende Wolken sie verschleiern. – Bald auch wurde ich als reif für das Gymnasium erklärt und betrat jene Räume, die ich schon früher immer mit einem geheimen Schauer betrachtet hatte. Die düsteren Lehrzimmer, die strengen und gelehrten Mienen meiner Lehrer, die vielen, so erwachsenen Mitschüler, die mit Geringschätzung auf mich herabsahen und im Gefühl eigner Würde die Neulinge kaum beachteten, alles dies machte mich ängstlich und scheu, und erst allmählich gewöhnte ich mich, meine Stellung mit mehr Zuversicht und Ruhe zu behaupten. Zu gleicher Zeit entwickelten sich auch verschiedene Lieblingsneigungen, von denen einige sich bis jetzt erhalten haben. Insbesondere war es die Neigung zur Musik,

die im Laufe der Zeit nur zunahm und jetzt unerschütterlich fest in meiner Seele wurzelt.

Ich war regelmäßig bis Tertia vorgerückt und hatte hier schon ein Semester zugebracht, da traf mich eine Veränderung, die körperlich und geistig bedeutungsvoll auf mich eingewirkt hat. Es wurde uns eine Pförtner Alumnatsstelle angetragen; mir wurde ganz anheimgestellt, ob ich sie annehmen oder ausschlagen wollte. Schon früher hatte ich immer eine Zuneigung für Pforte gehegt, teils weil mich der gute Ruf der Anstalt und die berühmten Namen dort gewesener und dort seiender Männer anzogen, teils weil ich ihre schöne Lage und Umgebung bewunderte. Ich entschied mich schnell für die Annahme der Stelle und habe es nie bereut. Wenn auch die Trennung von Mutter, Schwester und lieben Freunden mir zuerst schwer fiel, so schwand dieses Gefühl doch sehr bald und ich fühlte mich bald hier wieder zufrieden und wohl. Ich verkenne nicht, wie wohltätig Pforte auf mich einwirkt, und ich kann nur wünschen, daß ich mich schon hier und noch mehr in späten Zeiten immer als ein würdiger Sohn der Pforte erweise. –

**Brief an meinen Freund,
in dem ich ihm meinen Lieblingsdichter
zum Lesen empfehle***

19. 10. 61

Lieber Freund!

Einige Äußerungen aus deinem letzten Brief über Hölderlin haben mich sehr überrascht, und ich fühle mich bewogen, für diesen meinen Lieblingsdichter gegen dich in die Schranken zu treten. Ich will dir deine harten, ja ungerechten Worte noch einmal vor Augen führen; vielleicht, daß du schon jetzt eine andre Meinung hegst: »Wie Hölderlin dein Lieblingsdichter sein kann, ist mir völlig unerklärlich. Auf mich wenigstens haben diese verschwommenen, halbwahnsinnigen Laute eines zerrissenen, gebrochenen Gemütes nur einen traurigen, mitunter abstoßenden Eindruck gemacht. Unklares Gerede, mitunter Tollhäuslergedanken, heftige Ausbrüche gegen Deutschland, Vergötterung der Heidenwelt, bald Naturalismus, bald Pantheismus, bald Polytheismus, wirr durcheinander – dies alles ist seinen Gedichten aufgeprägt, allerdings in wohlgelungenen, griechischen Metren.« In wohlgelungenen, griechischen Metren! Mein Gott! Das ist dein ganzes Lob? Diese Verse (um nur von der äußeren Form zu reden) entquollen dem reinsten, weichsten Gemüt, diese Verse, in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit die Kunst und Formgewandtheit Platens verdunkelnd, diese Verse, bald im erhabensten Odenschwung einherwogend, bald in die zartesten Klänge der Wehmut sich verlierend, diese Verse kannst du mit keinem andern Wort beloben, als mit dem schalen, alltäglichen »Wohlgelungen«? Und das ist wahrlich nicht die größte Ungerechtigkeit. Unklares Gerede und mitunter Tollhäuslergedanken! Aus diesen schnöden Worten leuchtet mir soviel ein,

daß du erstens von einem abgeschmackten Vorurteil gegen Hölderlin befangen bist, und zweitens vor allem, daß dir die Werke desselben nichts als unklare Einbildungen sind, indem du weder seine Gedichte, noch seine übrigen Erzeugnisse gelesen hast. Überhaupt scheinst du in dem Glauben zu stehen, als ob er nur Gedichte geschrieben hätte. So kennst du denn also nicht den Empedokles, dieses so bedeutungsvolle dramatische Fragment, in dessen schwermütigen Tönen die Zukunft des unglücklichen Dichters, das Grab eines jahrelangen Irrsinns, hindurchklingt, aber nicht, wie du meinst, in unklarem Gerede, sondern in der reinsten, sophokleischen Sprache und in einer unendlichen Fülle von tiefen Sinnigen Gedanken. Auch den Hyperion kennst du nicht, der in der wohlklingenden Bewegung seiner Prosa, in der Erhabenheit und Schönheit der darin auftauchenden Gestalten auf mich einen ähnlichen Eindruck macht, wie der Wellenschlag des erregten Meeres. In der Tat, diese Prosa ist Musik, weiche schmelzende Klänge, von schmerzlichen Dissonanzen unterbrochen, endlich verhauchend in düstren, unheimlichen Grabliedern. – Aber das Gesagte betraf vornehmlich nur die äußere Form; erlaube mir nun noch, einige Worte über die Gedankenfülle Hölderlins anzufügen, die du als Verwirrtheit und Unklarheit zu betrachten scheinst. Wenn dein Tadel auch wirklich einige Gedichte aus der Zeit seines Irrsinns trifft, und selbst in den früheren mitunter der Tiefsinn mit der einbrechenden Nacht des Wahnsinns ringt, so sind doch die bei weitem zahlreichsten derselben reine, köstliche Perlen unsrer Dichtkunst überhaupt. Ich verweise dich nur auf Gedichte, wie »Rückkehr in die Heimat«, »der gefesselte Strom«, »Sonnenuntergang«, »der blinde Sänger«, und führe dir selbst die letzten Strophen aus der »Abendphantasie« an, in dem sich die tiefste Melancholie und Sehnsucht nach Ruhe ausspricht.

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühn die Rosen, und ruhig scheint
Die goldne Welt; o dorthin nehmt mich,
Purpurne Wolken! und mögen droben
In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid! –
Doch, wie verscheucht von törichter Bitte, flieht
Der Zauber. Dunkel wird's, und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm du nun, sanfter Schlummer! Zu viel begehrst
Das Herz, doch endlich, Jugend, verglühst du ja!
Du ruhelose,träumerische!
Friedlich und heiter ist dann mein Alter.

In anderen Gedichten, wie besonders in dem »Andenken« und der »Wanderung«, erhebt uns der Dichter zur höchsten Idealität, und wir fühlen mit ihm, daß diese sein heimatliches Element war. Endlich ist noch eine ganze Reihe von Gedichten bemerkenswert, in denen er den Deutschen bittre Wahrheiten sagt, die leider nur oft allzu begründet sind. Auch im Hyperion schleudert er scharfe und schneidende Worte gegen das

deutsche »Barbarentum«. Dennoch ist dieser Abscheu vor der Wirklichkeit mit der größten Vaterlandsliebe vereinbar, die Hölderlin auch wirklich in hohem Grade besaß. Aber er haßte in dem Deutschen den bloßen Fachmenschen, den Philister. –

In dem nicht vollendeten Trauerspiel »Empedokles« entfaltet uns der Dichter seine eigne Natur. Empedokles' Tod ist ein Tod aus Götterstolz, aus Menschenverachtung, aus Erdensattheit und Pantheismus. Das ganze Werk hat mich immer beim Lesen ganz besonders erschüttert; es lebt eine göttliche Hoheit in diesem Empedokles. Im Hyperion hingegen, ob er gleich von verklärendem Schimmer umflossen scheint, ist alles unbefriedigt und unerfüllt; die Gestalten, die der Dichter hervorzaubert, sind »Luftbilder, die in Tönen, Heimweh weckend, uns umklingen, uns entzücken, aber auch unbefriedigte Sehnsucht erwecken.« Nirgends aber auch offenbart sich die Sehnsucht nach Griechenland in reineren Klängen, als hier; nirgends auch tritt die Seelenverwandtschaft Hölderlins mit Schiller und Hegel, seinem vertrauten Freund, deutlicher hervor.

Nur zu wenig habe ich bis jetzt berühren können, aber ich muß es dir, lieber Freund, überlassen, aus den angedeuteten Zügen ein Bild des unglücklichen Dichters dir zusammenzustellen. Daß ich dir die Vorwürfe, die du ihm wegen seiner widersprechenden Religionsansichten machst, nicht widerlege, mußt du meiner allzu geringen Kenntnis der Philosophie zuschreiben, die ein näheres Betrachten jener Erscheinung im hohen Maße erfordert. Vielleicht unterziehst du dich einmal der Mühe, näher auf diesen Punkt einzugehn und durch die Beleuchtung desselben etwas Licht auf die Ursachen seiner Geisteszerrüttung zu werfen, die allerdings schwerlich hierin ihre einzigen Wurzeln haben.

Du verzeihst mir gewiß, wenn ich mich in meiner Begeisterung mitunter zu harter Worte gegen dich bedient habe; ich wünsche nur – und das betrachte als den Zweck meines Briefes – daß du durch denselben zu einer Kenntnisnahme und vorurteilsfreien Würdigung jenes Dichters bewogen würdest, den die Mehrzahl seines Volkes kaum dem Namen nach kennt.

Dein Freund

FWNietzsche

Chronik der Germania*

Am 22. September 1862

Wenn das vorige Quartal eine große Regsamkeit der Germaniamitglieder zeigte, die sich schließlich zu einem höchst interessanten Konvente gipfelte, wenn wir deshalb am 14. April dieses Jahres mit Berechtigung die Hoffnung aussprachen, daß die eifrige Tätigkeit oder vielmehr der tätige Eifer, mit dem wir unsere Germania auszubilden und zu erweitern suchten, allmählich die Exklusivität der bisherigen Leistungen verschwinden lassen werde, so geschah dies mit spezieller Bezugnahme auf die Politik und neuere Geschichte, und sodann namentlich auf die bisher nicht berücksichtigten Künste.

Seit dem April sind nun fünf Monate verflossen, deren Resultate für die Germania durchaus ungünstig sind. Sei es, daß die Verhältnisse dagegen wirkten – denn man weiß, wie Schularbeiten, Tanzstunden, Herzenssachen, politische Aufregungen usw. die leichten Verhaue unsrer Germaniastatuten niederwerfen – sei es auch, daß wir nur einem Gesetz der historischen Notwendigkeit unterliegen, dem der Reaktion nach einer starken Regsamkeit (unsren Freund Pinder nehme ich aus, der dies als unchristlich verdammt und prinzipiell Schulzwang vorwälzt), sei dem nun, wie ihm wolle, die Tatsache steht fest, daß ein Verfassungsbruch geschehn ist, daß die Heiligkeit der Statuten verletzt, daß die Germania in innerer Zerstreuung, Zerrissenheit und Apathie fast zugrunde gegangen wäre. Finanzielle Indifferenzen und Ungesetzlichkeiten charakterisieren den Anfang dieser Periode – wie alle großen Brüche mit der Vergangenheit, Reformation und Revolution mit einem Finanzschwindel sich ankündigten –. Ein Zeichen aber für die immer noch gesunde Natürlichkeit unsrer Germania scheint mir in dem jetzt allseitig erwachenden Bewußtsein zu liegen, daß wir sämtlich gesündigt und in der Gegenwart für eine doppelt gesteigerte Tätigkeit und Regsamkeit Sorge zu tragen haben. Dies Bewußtsein möge uns bei der heutigen Regenerierung unsrer Germania leiten und uns zu einer inneren Kräftigung derselben die passenden Mittel in die Hand geben.

Unsre heutige Tätigkeit wird sich deshalb vorzüglich auf folgende Punkte konzentrieren müssen:

1. Wie kann und bis wann muß ein jeder seine noch fehlenden Einsendungen nachliefern?
2. Wie beseitigen wir unsre finanzielle Not und wie regulieren wir unsre Einkaufsstatuten?
3. Wie ordnen wir überhaupt unsre Statuten, um Überschreitungen, wie die vorliegenden unmöglich zu machen?
4. Durch welches Mittel werden wir am meisten zu eifriger Tätigkeit angeregt?

Ich erlaube mir, eine kurze Beantwortung dieser Fragen Ihnen vorzulegen.

Zuerst nun muß ein jeder seine bisherigen Einsendungen zählen und nachsehn, wie viele noch von 25 gesetzlichen Einsendungen fehlen. Dazu wird es nötig sein, daß einer mit möglichster Sorgfalt eine Liste sämtlicher Lieferungen veranstaltet und den betreffenden Monat zu jeder Einsendung bemerkt. Von der Zahl der fehlenden Lieferungen und den Erklärungen des betreffenden Mitglieds wird es abhängen, bis zu welcher Zeit er alles nachliefern und ergänzen wolle. Sind diese Erklärungen gegeben, und schriftlich konstatiert, so beantrage ich ein allgemeines Amnestiegesetz für die einzelnen Mitglieder. Schließlich versichert Verfasser, nachweisen zu können, daß von ihm sämtliche 25 Aufsätze, Gedichte und Kompositionen geliefert oder vielmehr wenigstens zur Abschreibung oder Ablieferung vorrätig liegen. Seine Vergehungen beziehen sich mehr auf das pekuniäre Gebiet. Von Gustav Krug liegen mir etwa elf musikalische Einsendungen und etwa sieben Gedichte und Aufsätze vor; ich verbürge mich indes nicht für die Richtigkeit dieser Zahlen, ebensowenig bei

Wilhelm Pinder, wo ich mich etwa nur an 16 Aufsätze und Gedichte erinnern kann.

Unsre finanziellen Nöte schreiben sich insbesondere von der Anschaffung Tristans und Isoldens von R. Wagner her, die auf Antrag G. Krugs erfolgt ist. Wie er sich selbst erboten hat, verzichtet er auf die nächsten Anrechte des Neuankauts, und ich bitte ihn, sich darüber genau und schriftlich zu erklären. Sodann fehlen noch die Geldbeiträge einiger Mitglieder seit einiger Zeit, zu denen sich Verfasser selbst bekennt; zu loben für im allgemeinen pünktliche Bezahlung ist Mitglied G. Krug. Ich veranlasse die einzelnen, die Termine zu bestimmen, bis zu denen alles Fehlende nachgeliefert ist. Schließlich fordere ich den Kassenrendanten auf, die Verwaltung des Germaniavermögens in dieser Chronik zu fixieren und Ausgaben und Einnahmen bis aufs genauste zu berechnen.

Über den dritten Punkt, die Ordnung der Statuten, erwarte ich einen Antrag eines Mitgliedes, an den wir die Diskussion anschließen wollen.

Es bleibt noch übrig, meinen schon gemachten Vorschlag zu einem Preisthema als besonderes Anregungsmittel der einzelnen Mitglieder allseitig zu genehmigen und die bestimmten Termine schriftlich niederzulegen.

Zum Schluß erlaube ich mir noch die Bitte, das Amt eines Chronisten auch noch bis Weihnachten fortzuführen, indem ich bis jetzt keine Tätigkeit in dieser Beziehung entwickeln konnte. Ich werde Weihnachten in meiner Überschau über die Leistungen des vergangenen Jahres wieder an unsre Ostersynode anknüpfen und die bis dahin nachgelieferten Einsendungen den Monaten nach besprechen.

Ich endige mit dem Wunsch, daß unsre heutige improvisierte Synode nicht nur eine Luftblase sein möge, die aus der Verdampfung und Versumpfung unsrer Germania aufsteigt, sondern ein entschiedener Reinigungsprozeß, eine Scheidung alles Faulen und Verderblichen, eine Läuterung der reinen und edlen Bestandteile, auf denen sie gegründet ist.

FWNietzsche, Chronist

Meine literarische Tätigkeit, sodann meine musikalische. 1862*

Vor den Osterferien entstand das Gedicht »Ermanarich«. In den Ferien der Aufsatz »Fatum und Geschichte«. Las sonst Emerson, Büchner in den Anregungen für Kunst usw., fing in Pforte Schillers Ästhetische Erziehung usw. an. Stöckerts Tagebücher am 29. April gelesen. Petöfi kennengelernt. Von Longfellow ausgezeichnetes Gedicht »die alte Uhr« übersetzt von Pertz. Materialismus.

Hundstage 1861 beendet »Schmerz ist der Grundton der Natur«, vierhändig. Michaelis viel an der Serbia gearbeitet, zuletzt aufgegeben etwa um Weihnachten. Ungarische Skizzen »die Heideschenke, Siegesmarsch, Wilde Träume« bis 2. Februar 1862 vollendet, dann bis Ostern »Heldenklage«. In Ostern den Plan zum »Merlin« gefaßt. 29. April Einleitung komponiert »Satan steigt aus der Hölle auf«. 30. April. Gefällt

mir nicht mehr; es ist so schwer das Satanische zu treffen und die Kandida richtig zu zeichnen.

[Aus dem Jahre 1862]

Michaelis 1861 war es, wo ich in wenigen Tagen das vorliegende Bruchstück der Ermanarichsinfonie anfing und vollendete; für zwei Klaviere berechnet nach dem Vorbild der Dantesinfonie, die ich kurz vorher hatte kennenlernen. Es war eine Zeit, in der der Ermanarichstoff mich heftiger als je bewegte, zur Dichtung war ich noch zu sehr erschüttert und noch nicht fern genug, um ein objektives Drama zu schaffen; in der Musik aber erfolgte der Niederschlag meiner Stimmung, in der sich die Ermanarichsage völlig inkarniert hatte. Trotzdem schwankte ich noch, wie ich das Produkt taufen sollte, ob »Ermanarichsinfonie« oder »Serbia«, da ich den Plan hatte, ähnlich wie in der »Hungaria« Liszts geschehen, die Gefühlswelt eines slawischen Volkes in einer Komposition zu umfassen, da ich ferner den Gefühlgang, der die Schöpfung durchwogte, noch nicht unparteiisch sezieren konnte und nur ahnte, was ich darin ausgesprochen. Es ist jetzt gerade ein Jahr danach, wo ich genau die Stimmungen, die Wechsel der Gefühle sich in ihr drängen und stoßen finde, oft unvermittelt und herbe, die die Hauptpersonen des Ermanarichstoffes durchwühlen und damals meine Seele erfüllten.

Jetzt bei der Revision des Bruchstückes habe ich das in der ersten Fassung oft nur Angedeutete in schärferer Fassung wiederzugeben gesucht. Einzelne fehlende Momente habe ich eingefügt, insbesondere ist das Ende ziemlich ganz neu und seiner Wildheit nach bei weitem alles überbietend, was mir in der ersten Fassung vorlag.

Allerdings, es sind keine Goten, keine Deutschen, die ich gezeichnet, es sind – ich wage es zu behaupten – Ungargestalten; der Stoff ist aus der germanischen Welt in die ungarischen Pußten, in die ungarischen Glutseelen getragen. Und das ist der Hauptfehler des Ganzen. Sodann fehlen auch den Personen jene urgermanischen, mächtigen Züge und Eigenschaften, die Gefühle sind mehr wühlend, modernisiert, zu viel Reflexion und zu wenig Naturkraft. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen werde ich möglichst deutlich das aussprechen, was mir jetzt, als ich das Bruchstück genauer durchforschte, als die Fäden des Verständnisses in die Hände fielen.

A Heroisch-düster¹

Die ersten Takte – heroisch düster – führen uns den greisen Ermanarich vor, eine ernste, wilde Heldenpersönlichkeit, der Milde und Zartheit fern, die auf ihre verrauschten Lebenswogen kalt herabschaut.

B Lebhafter. Dreivierteltakttrhythmus

Die nächsten sechs Takte zeigen mehr Lebhaftigkeit und Unruhe, eine leise Freude schimmert durch – erwartet doch der alte Held den Brautzug mit der lieblichen Swanild, angeführt von seinem Sohn Randwe!

C Immer feuriger

Von ferne klingen die Töne eines nationalen Marsches, der Zug kommt näher,

D Mit Hast

die Gefühle Ermanarichs steigern sich zu leidenschaftlicher Hast. Ist es Ungeduld, oder denkt er seines Sohnes, seines heißblütigen Randwe? Ahnt er, fürchtet er? Seine stürmischen Gefühle verschlingt

E Großartig

der machtvoll eintretende Hochzeitsmarsch, voll ungarischer Glut und Kraft. Währenddem wogt der Zug bis an seinen Palast heran;

F Lind und innig

Swanhild, von Jungfrauen umringt, geht auf den König zu, von Harfenklängen eingeführt, »lind, wie der Sonnenstrahl, der in den Sälen glänzt« (Edda), aber doch durchhaucht von Besorgnis, wenn sie den greisen, blitzaugigen Ermanarich anschaut.

G Mit starkem Ausdruck. Taktfrei zu spielen

Das folgende Motiv, basierend auf den Tönen, die das Swanhildenthema durchklingen – andeutend die Gleichstimmung der Seelen – tritt grell und heftig auf, schmerzdurchwühlt, gramumnachtet. Randwe empfindet den Zwiespalt der Verhältnisse stark und leidenschaftlich, den Zwiespalt seiner Liebe und der Liebe seines Vaters; weltschmerzliche Verbitterung, daß seine Liebe zerstört, unheimliche Gedanken durchzucken ihn und ziehen nieder in die Tiefe, stumm fragend.

H Im Takt. Lebhaft

Da dringen von fern die Klänge des Hochzeitsmarsches an ihn heran, heiter und traurig, herbe und süß:

I Leidenschaftlich drängend

Randwe bricht in Wut aus, er flucht und tobt, leidenschaftliche Triolen, *impetuoso* vorgetragen, zeichnen seine Verzweiflung. Seine Liebe zu Swanhild dringt durch,

K Ruhiger. Allmählich schneller

er wird weicher gestimmt, aber doch noch ist er furchtbar aufgeregt, die Gedanken und Gefühle stürmen und wechseln in ihm. Die für ihn fürchterlichen Klänge des Hochzeitsmarsches umziehn seine Seele, reißen sie fort, immer schneller, immer stürmischer. Hier liegt in dem Ermanarich/Drama der Punkt, wo

L Sehr stürmisch

Randwe in den Hochzeitssaal hereinstürzt, wütend Swanhild an sich reißt, wo Ermanarich seinen Dolch nach ihm wirft. Die Musik drückt bloß die wachsende Leidenschaft aus, jähre Aufschreie der Verzweiflung, dann plötzliches Entsetzen über seine Tat, die Wut Ermanarichs, dessen Augen rollen, dessen Seele aufflutet, der den Sohn verflucht, dem Henker übergibt;

M pp. Immer schwächer

dann wie in Betäubung dasteht, von den Wellen der Wut verschlungen, stumm und finster.

N Fragend. Sehr schnell

Leise setzen die Musikanten das Hochzeitsmarschmotiv ein: das packt Ermanarichs Seele, das rüttelt ihn aus seiner Betäubung;

O fffff. Impetuoso Tremolo

das Fürchterliche übermannt ihn plötzlich, ozeanartig tost er auf;

Langsam wieträumend

der Rhythmus der Hochzeitsklänge klingt verzerrt, wie aus wildem Traum auftauchend, in seiner Seele Tiefe.

Recitativisch

Ein Geiger nimmt das Thema wehmütig, doch slawisch trotzig auf.

Sehr schnell

Ein letzter Aufschrei Ermanarichs – voll ungarischer Wildheit – und der erste Teil – eines Dramas ist ausgespielt, alles ist stumm, tot, harrend auf Erlösung. –

Ich füge nun noch einige Anmerkungen über das Formelle hinzu.

Der ganze Wechsel der Stimmungen ist sonderbarerweise in ganzen Taktteilen ausgedrückt, indessen sind für den Vortrag eine Menge wechselnde Rhythmen hervorzuheben. Dreivierteltaktrhythmus ist an mehreren Stellen. An andern wieder weder Rhythmus, noch Takt, es ist ausdrücklich bemerkt, daß sie taktfrei zu spielen sind. Einigemal ist das richtige Tempo in seinem raschen Wechsel sehr schwer zu treffen. So zum Schluß, wo ein Hineinleben in den fürchterlichen Vorgang allein das richtige Spiel lehren kann. Schwer hervorzuheben ist insbesondere die Ironie des Hochzeitsmarschmotivs.

Unmittelbar vor dem Nationalmarsch im Anfang sind mehrere sehr kühne Übergänge. Von Ges-dur plötzlich nach g cis e a, dann von Ges-dur in d-moll. Der Weltschmerz wird durch seltsame Harmonien eingeführt, die sehr herbe und schmerzlich sind und mir anfangs mißfielen. Jetzt erscheinen sie mir durch den Gang des Ganzen etwas wenigstens gemildert und entschuldigt. Das Drängen und Jagen der Leidenschaft zuletzt mit ihren plötzlichen Übergängen und stürmischen Ausbrüchen strotzt von harmonischen Ungeheuerlichkeiten, über die ich nicht zu entscheiden wage. Das Entsetzlichste ist der Sprung aus Des-dur in ffff f as ces d mit a im Baßtremolo. Das folgende d-moll ist mysteriös, besonders stört das tiefe es darin.

So liegt das ganze Bruchstück denn vor mir, abschreckend durch seine Wildheit und Herbe und wartend auf die Lösung, auf Befreiung von der drückenden Schwüle, die auf dem Schlusse lastet.

Die Beendigung des Ganzen ist meine nächste größere Aufgabe; ihre Beurteilung wird dem Chronisten des nächsten Quartals zukommen, ebenso wie eine Würdigung des Ganzen, unparteiischer als die meinige sein kann. –

1 Die in Petit gesetzten Bemerkungen sind Randbemerkungen Nietzsches, die sich auf den jeweils folgenden Text beziehen.

[Aus dem Jahre 1862]*

Ich bitte im voraus, die Behandlung meiner eignen Gedichte mir nicht als eitles Selbstinteressantsein aufzufassen. Ich stehe den Zeiten, die ich mit ihren Wirkungen auf mich darzustellen versuche, zu fern, um selbstgefällige Kritiken zu schreiben. Im Gegenteil denke ich zu zeigen, nicht wie man Dichter ist, geboren wird, sondern wie man Dichter wird, d.

h. wie aus dem fleißigen Reimschmied bei wachsender geistiger Fähigkeit auch schließlich ein wenig Dichter werden kann. Dies zur Vorbemerkung.

Es ist nicht nur interessant, sondern sogar notwendig, sich die Vergangenheit, die Jahre der Kindheit insbesondere, so treu wie möglich vor Augen zu stellen, da wir nie zu einem klaren Urteil über uns selbst kommen können, wenn wir nicht die Verhältnisse, in denen wir erzogen sind, genau betrachten und ihre Einflüsse auf uns abmessen. Wie sehr auf mich das Leben meiner ersten Jahre in einem stillen Pfarrhaus, der Wechsel großen Glückes mit großem Unglück, das Verlassen des heimatlichen Dorfes und die mannigfaltigen Ereignisse des Stadtlebens einwirkten, glaube ich noch täglich an mir wahrzunehmen. Ernst, leicht Extremen zuneigend, ich möchte sagen, leidenschaftlich ernst, in der Vielseitigkeit der Verhältnisse, in Trauer und Freude, selbst im Spiel, –

Für die Ferien*

Nibelungenlied. Die heidnischen und christlichen Anschauungen scharf hervorzuheben, ebenso die ethischen Ideen. Die Charaktere sind im Gegensatz zu den homerischen zu betrachten. Der ästhetische Standpunkt des Liedes bei der Darstellung des Schrecklichen und des Schönen.

Zu lesen mit der Lachmannschen Ausgabe; zu beobachten das ältere und das neuere. Am besten frühmorgens zu lesen im Freien. Aber mit genauen Auszügen.

Persius und Juvenal. Wesentlich vom ästhetischen Standpunkt aus. Rückschlüsse auf den Charakter der Männer und auf ihre Zeit. Gedanken über die Satire. Das Poetische in der Satire nachzuweisen, gerade an Persius und Juvenal.

Zu lesen mit den Übersetzungen und den Texten. Vielleicht am besten von neun bis zwölf zu lesen, um nach der Nibelungenlektüre eine scharfe Abwechslung zu haben.

Novum Testamentum. Jesus als Volksredner zu betrachten, dazu die Evangelien durchzulesen. Er errät die Gedanken. Die Gleichnisrede und ihr Zweck. Seine Familienreden vor seinen Jüngern. Das Poetische in seinen Reden.

Zu lesen in Gorenzen vornehmlich mit Gerlachs Übersetzung und der Tischendorfschen Ausgabe. Früh wohl am besten. Dann dem Onkel vorzulegen.

Emerson. Eine Skizze des Buches für meine Freunde. Seine Betrachtungsweise amerikanisch. »Das Gute bleibt, das Böse vergeht.« Über Reichtum. Schönheit. Kurze Auszüge aus allen Essays. Über Philosophie im Leben.

Vielleicht in Sangerhausen zu schreiben, morgens. Mit Muße und Sorgsamkeit.

Gedichte. 1. *Windsbraut.* Das schweifende Geschick sucht sich mit den unheimlichen Tiefen des Menschen zu vereinigen und vernichtet alles, wenn die Vereinigung geschehn.

2. *Irrstern.* Wandelung durch den Weltkreis, suchend die verlorne Bahn. O daß seine Augen geöffnet würden, denn er geht den

vorgeschriebnen gleichen Weg durch die Ewigkeit. Und so jede Seele, die ein ewiges Ziel im Auge hat, sie wandelt eine sichere Bahn, ob sie gleich in Nacht und Irrtum zu wallen scheint.

3. *Gesang des Sommers*. Grundidee: »Das Gute bleibt, das Böse verschwindet.« Noch nichts Näheres. Jedenfalls Schlußgedicht von den »Sturmliedern«.

Einige Nächte sind zum *Komponieren* zu verwenden. Zuerst Fortsetzung des Allegro der Sonate. Vorläufig zweihändig. »So lach doch mal« gut abzuschreiben. Ebenso »Aus der Jugendzeit« für Stöckert. Dann vor allem »O Glockenklang in Winternacht«. Aus Leipzig muß ich mir wieder Notenpapier verschaffen.

Mein Leben*

[Aus dem Jahre 1863]

Wie entwirft man ein Bild von dem Leben und dem Charakter eines Menschen, den wir kennengelernt haben? Im allgemeinen ähnlich, wie man ein Bild von einer Gegend entwirft, die wir einst gesehn. Man muß sich das physiognomisch Eigentümliche vergegenwärtigen: Gebirgsart und -form, Pflanzen- und Tierwelt, Bläue des Himmels, alles dies in seiner Gesamtheit bestimmt den Eindruck. Gerade aber das, was zuerst in das Auge fällt, die Gebirgsmassen, die Felsformen und Steinarten geben für sich einer Gegend nicht den physiognomischen Charakter: in verschiedenen Erdstrichen, wie gruppenweise sich anziehend und abstoßend, treten nach gleichen Gesetzen gleiche Gebirgsarten, dieselben Gebilde der unorganischen Natur hervor. Anders die der organischen. Insbesondere liegen in der Pflanzenwelt die feinsten Merkmale für vergleichende Naturbeobachtungen.

Ähnliches ergibt sich, wenn wir ein Menschenleben überschauen und richtig würdigen wollen. Nicht die zufälligen Ereignisse, die Gaben des Glückes, die wechselvollen äußeren Geschicke, die aus den sich kreuzenden äußeren Umständen entspringen, dürfen uns hierbei leiten, wenn sie gleich wie Berggipfel zuerst in die Augen springen. Gerade jene kleinen Erlebnisse und inneren Vorgänge, über die man hinwegsehn zu müssen glaubt, zeigen in ihrer Gesamtheit den individuellen Charakter am deutlichsten, sie wachsen organisch aus der Natur des Menschen hervor, während jene nur unorganisch mit ihm verbunden erscheinen.

Nach dieser Einleitung sieht es aus, als ob ich über mein Leben ein Buch schreiben wollte. Nimmer. Aber andeuten will ich, wie ich die folgenden Lebensumrisse verstanden wissen will. Nämlich wie ein geistvoller Naturforscher in seinen nach Erdstrichen geordneten Pflanzen- und Steinsammlungen die Geschichte und den Charakter eines jeden wiedererkennt, während das unwissende Kind darin nur Steine und Pflanzen zum Spielen und Tändeln findet, der Nützlichkeitsmensch stolz auf sie wie als etwas Zweckloses und für Nahrung und Kleidung Undienliches herabschaut.

Ich bin als Pflanze nahe dem Gottesacker, als Mensch in einem Pfarrhause geboren.

Und darum dieser dozierende Ton? Möglich, aber damit will ich ihn nicht entschuldigen. Aber was kann eine Einleitung zu einem Leben Beßres tun als lehren, wenn das Leben nicht selbst lehrt? Und diese folgenden kurzen Lebensnotizen können weder lehren noch unterhalten; sie sind glatte Steine; in Wirklichkeit sind diese Steine hübsch mit Moos und Erde umkleidet. –

An der Landstraße, die von Weißenfels über Lützen nach Leipzig führt, zieht sich das Dorf Röcken hin. Rings wird es von Weidengebüsch und vereinzelten Pappeln und Ulmen umschlossen, so daß aus der Ferne nur die ragenden Schornsteine und der altertümliche Kirchturm durch die grünen Wipfel hindurchschaut. Innerhalb des Dorfes breiten sich größere Teiche aus, nur durch schmale Erdstrecken voneinander getrennt; ringsum frisches Grün und knorrige Weiden. Etwas höher liegt das Pfarrhaus und die Kirche, ersteres von Gärten und Baumpflanzungen umgeben. Dichtan grenzt der Friedhof, voll von eingesunkenen Grabsteinen und Kreuzen. Die Pfarrwohnung selbst wird von drei schöngewachsenen, weitästigen Akazien beschattet.

Hier bin ich am 15. Oktober 1844 geboren und erhielt, meinem Geburtstag angemessen, den Namen »Friedrich Wilhelm«. Das erste Ereignis, was bei wachsendem Bewußtsein mich traf, war die Krankheit meines Vaters. Es war eine Gehirnerweichung. Seine zunehmenden Leiden, sein Erblinden, seine abgezehrte Gestalt, die Tränen meiner Mutter, die sorgenvollen Mienen des Arztes, endlich die unvorsichtigen Äußerungen der Landleute mußten mich ein drohendes Unglück ahnen lassen. Und dieses Unglück brach auch ein. Mein Vater starb. Ich war noch nicht vier Jahre alt.

Einige Monate darauf verlor ich meinen einzigen Bruder, ein lebhaftes und begabtes Kind, das von Krämpfen plötzlich überfallen in kürzester Zeit tot war.

Wir mußten also unsre Heimat verlassen; am Abend des letzten Tages spielte ich noch mit mehreren Kindern und nahm dann von ihnen, wie von allen lieben Orten Abschied. Ich konnte nicht schlafen; unruhig warf ich mich auf meinem Lager umher und stand endlich gegen Mitternacht auf. Im Hof standen mehrere beladene Wagen, der matte Schein einer Laterne beleuchtete die Hofräume. Sobald der Morgen graute, wurden die Pferde angeschrirrt; wir fuhren durch den Morgen Nebel fort, Naumburg, dem Ziel unsrer Reise zu. Hier, zuerst verschüchtert, nachher etwas lebhafter, aber immer mir der Würde eines kleinen Stockphilisters, begann ich das Leben und die Bücher kennenzulernen. Hier gewann ich auch die Natur in ihren schönen Bergen und ihren Flußtälern, Schlössern und Burgen, und die Menschen in meinen Verwandten und Freunden lieb.

Es begann die Gymnasialzeit und mit ihr neue Interessen und Bestrebungen. Insbesondere keimte damals die Neigung zur Musik, trotzdem daß die Anfänge des Unterrichts ganz danach angetan waren, sie in der Wurzel zu vernichten. Mein erster Lehrer war nämlich ein Kantor,

behaftet mit allen liebenswürdigen Fehlern eines Kantors, und dazu eines emeritierten ohne besondere Verdienste.

Ich rückte mit geziemender Langsamkeit und Ordnung endlich nach Tertia auf. Es war wohl Zeit, etwas aus den mütterlichen Kreisen herauszukommen und sich endlich abzugewöhnen, so unendlich unpraktisch seine gewohnten Bahnen zu gehen. Die Weisheit etlicher Lexika war wohl in mir, alle möglichen Neigungen erwacht, ich schrieb Gedichte und Trauerspiele, schauervoll und zum Entsetzen langweilig, quälte mich damit ab, vollständige Orchestermusiken zu komponieren und hatte mich so in die Idee, mir ein Universalwissen und -können anzueignen, hineingelegt, daß ich in Gefahr war, ein rechter Wirrkopf und Phantast zu werden.

Es war darum vielfach wohltätig, als Alumnus der Landesschule Pforta sich durch sechs Jahre einer größeren Sammlung und Richtung der Kräfte auf feste Ziele zu befleißigen.

Noch habe ich diese sechs Jahre nicht hinter mir; aber doch kann ich schon die Ergebnisse dieser Zeit als abgeschlossen betrachten, denn ihre Wirkungen fühle ich bei jedem, was ich jetzt unternehme.

So kann ich auf fast alles, was mich getroffen, sei es Freude, sei es Leid, dankbar zurückschauen, und die Ereignisse haben mich bis jetzt wie ein Kind geleitet.

Vielleicht wird es Zeit, selbst die Zügel der Ereignisse zu ergreifen und in das Leben hinauszutreten.

Und so entwächst der Mensch allem, was ihn einst umschlang; er braucht nicht die Fesseln zu sprengen, sondern unvermutet, wenn ein Gott es gebeut, fallen sie ab; und wo ist der Ring, der ihn endlich noch umfaßt? Ist es die Welt? Ist es Gott? –

F. W. Nietzsche
geschrieben am 18. September 1863

Meine musikalische Tätigkeit im Jahre 1863*

Gespielt habe ich im ersten Teil des Jahres

viel Beethovensche Sonaten,
zwölf Haydnsche Sinfonien,
späterhin Schuberts Phantasie,
Divertissement à l'hongroise,
Lebensstürme,
die Pastoralsinfonie,
vor allem die Neunte Sinfonie.

Komponiert habe ich im Januar:

»In einem kühlen Grunde«, melodramatisch.

In den Hundstagen aufgeschrieben:

»So lach doch mal.«

Im Kopf ersonnen:

das Allegro einer Sonate vierhändig, vergessen,

das Adagio dazu, nicht vergessen.

In den Weihnachtsferien:

»Eine Silvesternacht« für Violine und Klavier aufgeschrieben.

Gedichtet habe ich

vor Hundstagen:

Untreue Liebe

Vor dem Kruzifix Vorspiel

Am Meerestrand An ein Rosenblatt

Klang aus der Ferne Der alte Ungar

Über den Gräbern Vor fünfzig Jahren

Jetzt und einstmals Beethovens Tod.

Jetzt und ehedem

Rhapsodie.

nachher:

Heimkehr, fünf Lieder

Geschrieben habe ich in den Ostertagen:

Über das Dämonische in der Musik I, II.

In den Hundstagen:

Anmerkungen zum Nibelungenlied.

In den Michaelistagen:

Anmerkungen zum Hildebrandslied und Sprüchen.

Später:

Abhandlung über Ermanarich.

Gelesen am meisten:

Emerson

Bernhardy, Literaturgeschichte

Gervinus, Shakespeare

Edda

Symposion

Technik des Dramas

Nibelungen Lachmann

Tacitus (Tiberius:)

Wolken

Plutus

Äschylos, und über ihn.

Gedichte des Jahres 1863:

1. Untreue Liebe
2. Vor dem Kruzifix
3. Jetzt und ehedem
4. Jetzt und einstmals
5. Rhapsodie
6. Über den Gräbern
7. Ein Blatt der Erinnrung
8. Am Meerestrand. Fragment
9. Heimkehr. Fünf Lieder
10. Der alte Magyar

11. Vorspiel
12. Am 10. Oktober
13. Über fünfzig Jahre

1864: An Beethoven 1. 2. 3.

Lebensquellen

Kleine Lieder

Abschied

9. 2. 64.

Über Stimmungen*

Man vergegenwärtige sich, wie ich am Abende des ersten Ostertages in einen Schlafrock eingehüllt zu Hause sitze; draußen regnet es fein; niemand ist sonst im Zimmer. Ich starre lang auf das vor mir liegende weiße Papier, die Feder in der Hand, ärgerlich über die wirre Menge von Stoffen, Ereignissen und Gedanken, die alle niedergeschrieben zu werden verlangen; und manche verlangen es sehr stürmisch, da sie noch jung und gärend wie Most sind; dagegen sträubt sich aber mancher alte, ausgereifte, geklärte Gedanke, wie ein alter Herr, der mit zweideutigem Blick die Bestrebungen der jungen Welt mißt. Sagen wir es offen, unsre Gemütsverfassung ist durch den Streit jener alten und jungen Welt bestimmt, und wir nennen die jedesmalige Lage des Streites Stimmung oder auch, etwas verächtlich, Laune.

Als guter Diplomat erhebe ich mich etwas über die zwistigen Parteien und schildere den Zustand des Staates mit der Unbefangenheit eines Mannes, der Tag für Tag aus Versehen allen Parteisitzungen beiwohnt und denselben Grundsatz praktisch anwendet, den er auf der Tribüne verspottet und auszischt.

Gestehn wir es, ich schreibe über Stimmungen, indem ich eben jetzt gestimmt bin; und es ist ein Glück, daß ich gerade zum Beschreiben der Stimmungen gestimmt bin.

Ich habe an diesem Tage viel die Consolations von Liszt gespielt, und ich fühle, wie die Töne in mich eingedrungen sind und in mir vergeistigt widerklingen. Und ich habe kürzlich eine schmerzliche Erfahrung gemacht und einen Abschied oder einen Nichtabschied erlebt, und nun merke ich, wie dies Gefühl und jene Töne sich miteinander verschmolzen haben und glaube, daß die Musik mir nicht gefallen haben würde, wenn ich nicht diese Erfahrung gemacht. Das Gleichtartige also sucht die Seele an sich zu ziehen, und die vorhandne Masse von Empfindungen drückt die neuen Ereignisse, die das Herz treffen, aus wie eine Zitrone, doch immer so, daß nur ein Teil des Neuen sich mit dem Alten vereinigt, daß aber doch ein Rest bleibt, der noch nichts Verwandtes in der Seelenwohnung findet und deshalb allein sich hier einlogiert, recht oft zur Unlust der alten Bewohner, mit denen er darum oft in Streit gerät. Aber siehe! da kommt ein Freund, da öffnet sich ein Buch, dort geht ein Mädchen, horch! da klingt Musik! – Schon strömen wieder von allen Seiten neue Gäste in das allen

offenstehende Haus und der eben Alleinstehende findet viele und edle Verwandte.

Aber es ist wundersam; nicht die Gäste kommen, weil sie wollen, oder nicht die Gäste kommen, wie sie sind; sondern es kommen die, welche müssen und nur eben die, welche müssen. Alles, was die Seele nicht reflektieren kann, trifft sie nicht; da es aber in der Macht des Willens steht, die Seele reflektieren zu lassen oder nicht, trifft die Seele nur das, was sie will. Und das scheint vielen widersinnig; denn sie erinnern sich, wie sie sich gegen gewisse Empfindungen sträuben. Aber was bestimmt schließlich den Willen? Oder wie oft schlafst der Wille und nur die Triebe und Neigungen wachen! Eine der stärksten Neigungen der Seele aber ist eine gewisse Neubegierde, ein Hang nach dem Ungewohnten, und aus diesem erklärt sich, warum wir oft uns in unangenehme Stimmungen versetzen lassen.

Aber nicht nur durch den Willen nimmt die Seele an; die Seele ist aus demselben Stoff aus dem die Ereignisse gemacht sind oder aus ähnlichem und so kommt es, daß ein Ereignis, das keine verwandte Saite trifft, doch mit der Last der Stimmung schwer auf der Seele liegt und allmählich ein solches Übergewicht erlangen kann, daß es den andern Inhalt der Seele zusammendrückt und einengt.

Stimmungen kommen also entweder aus innern Kämpfen oder aus einem äußern Druck auf die innere Welt. Hier ein Bürgerkrieg zweier Heerlager, dort eine Bedrückung des Volkes von seiten eines Standes, einer kleinen Minorität.

Ist mir's doch oft, wenn ich meine eignen Gedanken und Gefühle belausche und stumm auf mich achte, als ob ich das Summen und Brausen der wilden Parteien hörte, als ob ein Rauschen durch die Luft ginge, wie wenn ein Gedanke oder ein Adler zur Sonne fliegt.

Kampf ist der Seele fortwährende Nahrung, und sie weiß sich aus ihm noch genug Süßes und Schönes herauszunehmen. Sie vernichtet und gebiert dabei Neues, sie kämpft heftig und zieht den Gegner doch sanft auf ihre Seite zu inniger Vereinigung. Und das Wunderbarste ist, daß sie nie auf das Äußre achtet, Name, Personen, Gegenden, schöne Worte, Schriftzüge, alles ist ihr von untergeordnetem Werte, aber sie schätzt das, was in der Hülle ruht.

Das, was jetzt vielleicht dein ganzes Glück oder dein ganzes Herzeleid ist, wird vielleicht in kurzem nur noch das Gewand eines noch tiefen Gefühls sein und wird darum in sich verschwinden, wenn das Höhere kommt. Und so vertiefen sich immer mehr unsre Stimmungen, keine einzige gleicht einer andern genau, sondern jede ist unergründlich jung und die Geburt des Augenblicks.

Ich denke jetzt an manches, was ich liebte; Namen und Personen wechselten und ich will nicht behaupten, daß wirklich ihre Naturen immer liefer und schöner geworden wären; wohl aber ist es wahr, daß jede dieser ähnlichen Stimmungen für mich einen Fortschritt bedeutet, und daß es dem Geist unerträglich ist, dieselben Stufen, die er durchschritt, noch einmal zu durchschreiten; immer mehr in Tiefe und Höhe will er sich breiten.

Seid mir begrüßt, liebe Stimmungen, wundersame Wechsel einer stürmischen Seele, mannigfach wie die Natur ist, aber großartiger als die Natur ist, da ihr ewig euch steigert, ewig aufstrebzt; die Pflanze aber duftet noch jetzt wie sie am Tage der Schöpfung duftete. Ich liebe nicht mehr, wie ich vor Wochen liebte; ich bin in diesem Augenblick nicht mehr so gestimmt, wie ich es beim Beginn des Schreibens war. –

Ich versucht es erst in Tönen: siehe, es ging nicht; weiter stürmte das Herz; und der Ton blieb tot. Ich versucht es dann in Versen; nein, nicht Reime fassen's, nicht ruhige, gemessne Rhythmen. Fort Papier: ein neues her, und nun kritzle schnell Feder, nun rasch, Tinte!

Weicher Sommerabend; dämmernd und blaßstreifig. Kinderstimmen auf den Gassen; in der Ferne Lärm und Musik; es ist Messe; die Leute tanzen, bunte Laternen brennen, die wilden Tiere brummen, hier knallt ein Schuß, dort Paukengerassel, gleichmäßig, durchdringend.

Es ist etwas dunkel in der Stube; ich zünd ein Licht an; doch blickt des Tages Auge neugierig durch die halbverhangenen Fenster. O es möchte weiter sehn, mitten hinein in dies Herz, das heißer als das Licht, dämmernder als der Abend, bewegter als die Stimmen aus der Ferne, tief innerlich zittert und schwingt, wie eine große Glocke, die bei einem Gewitter geläutet wird.

Und ich erflehe ein Gewitter; zieht nicht das Glockenläuten die Blitze an? Nun, so nahe Gewitter, läutere, reinige, blase Regendüfte in meine matte Natur, sei willkommen, endlich willkommen!

Sieh! Da zuckst du, erster Blitz, mitten hinein in das Herz, und daraus steigt's wie ein langer, fahler Nebel aufwärts. Kennst du ihn, den düstern, tückischen? Schon blickt mein Auge heller, und meine Hand strecke ich nach ihm aus, um ihm zu fluchen. Und der Donner murrt; und eine Stimme erscholl: »Sei gereinigt.«

Dumpfe Schwüle; mein Herz schwillt. Nichts regt sich. Da, ein leiser Hauch, am Boden zittert das Gras – sei mir willkommen, Regen, lindernder, erlösender! Hier ist's öde, leer, tot; pflanze du von neuem.

Sieh: Ein zweiter Schlag! Grell und zweischneidig mitten ins Herz! Und eine Stimme scholl: »Hoffe.«

Und ein weicher Duft zieht aus dem Boden, ein Wind flattert heran, und ihm folgt der Sturm, heulend und seine Beute haschend. Abgeknickte Blüten jagt er vor sich her. Der Regen schwimmt lustig dem Sturm nach.

Mitten durchs Herz. Sturm und Regen! Blitz und Donner! Mitten hindurch! Und eine Stimme scholl: »Werde neu!«

Mein Leben*

[Aus dem Jahre 1864]

Die Zwecke einer Lebensbeschreibung sind sehr mannigfaltig und bedingen daher auch durchaus verschiedene Arten der Ausführung. Im vorliegenden Falle muß es mir darauf ankommen, einer Schule, deren Einfluß ich das Meiste und Eigentümlichste meiner geistigen Ausbildung

verdanke, ein Bild eben dieser geistigen Ausbildung als Vermächtnis zu hinterlassen, entworfen in dem Punkte, wo ich im Begriff stehe, durch das Aufgeben einer alten, gewohnten Ordnung und durch das Hineinleben in weitere und höhere Bildungskreise meinem Geiste neue Bahnen vorzuzeichnen und hiermit eine neue Entwicklung zu beginnen.

Von Wendepunkten, die bis jetzt mein Leben in Teile zerlegen, nenne ich vornehmlich zwei: den Tod meines Vaters, des Landgeistlichen zu Röcken bei Lützen, und den dadurch veranlaßten Umzug unsrer Familie nach Naumburg; ein Ereignis, das meine ersten fünf Lebensjahre abschließt. Sodann meinen Übergang vom Naumburger Gymnasium nach Pforte, der in mein vierzehntes Jahr fällt. Von der frühesten Periode meiner Kindheit weiß ich wenig; was mir davon erzählt worden ist, erzähle ich nicht gern wieder. Sicherlich hatte ich vortreffliche Eltern; und ich bin überzeugt, daß gerade der Tod eines so ausgezeichneten Vaters, wie er mir einerseits väterliche Hilfe und Leitung für ein späteres Leben entzog, anderseits die Keime des Ernstes, Betrachtenden in meine Seele legte.

Vielleicht war es nun ein Übelstand, daß meine ganze Entwicklung von da an von keinem männlichen Auge beaufsichtigt wurde, sondern daß Neubegier, vielleicht auch Wissensdrang mir die mannigfachsten Bildungsstoffe in größter Unordnung zuführte, wie sie wohl geeignet waren, einen jungen, kaum dem heimatlichen Nest entschloffenen Geist zu verwirren und vor allem die Grundlagen für ein gründliches Wissen zu gefährden. So kennzeichnet diese ganze Zeit vom neunten bis zum fünfzehnten Jahre eine wahre Sucht nach einem »Universalwissen«, wie ich es zu nennen pflegte; auf der andern Seite wurde das kindliche Spiel nicht vernachlässigt, aber doch auch mit fast doktrinärem Eifer betrieben, so daß ich z. B. über fast alle Spiele kleine Büchlein geschrieben habe und sie meinen Freunden zur Kenntnisnahme vorlegte. Durch einen besonderen Zufall aufgeweckt, begann ich im neunten Jahre leidenschaftlich die Musik, und zwar sogleich komponierend, wenn anders man die Bemühungen des erregten Kindes, zusammenklingende und folgende Töne zu Papier zu bringen und biblische Texte mit einer phantastischen Begleitung des Pianoforte abzusingen, komponieren nennen kann. Desgleichen machte ich entsetzliche Gedichte, aber doch mit großer Beflissenheit. Ja, ich zeichnete sogar und malte.

Wie ich nach Pforte kam, hatte ich so ziemlich in die meisten Wissenschaften und Künste hineingeguckt und fühlte eigentlich für alles Interesse, wenn ich von der allzu verstandesmäßigen Wissenschaft der mir allzu langweiligen Mathematik absehe. Gegen dieses planlose Irren in allen Gebieten des Wissens empfand ich aber mit der Zeit einen Widerwillen; ich wollte mich zu einer Beschränkung zwingen, um einzelnes gründlich und innerlich zu durchdringen. Dies Bestreben konnte sich behaglich zur Geltung bringen in einem kleinen wissenschaftlichen Verein, den ich mit zwei gleichgesinnten Freunden zur Förderung unsrer Ausbildung gründete. Die monatliche Einlieferung von Abhandlungen und Kompositionen und deren Kritik, sowie vierteljährliche Zusammenkünfte zwangen den Geist, kleine aber anregende Gebiete genauer zu betrachten und auf der andern Seite durch ein gründliches Erlernen der

Kompositionslehre der verflachenden Einwirkung des »Phantasierens« entgegenzuarbeiten.

Zugleich erwuchs zunehmend meine Neigung für klassische Studien; ich gedenke mit der angenehmsten Erinnerung der ersten Eindrücke des Sophokles, des Äschylos, des Plato, vornehmlich in meiner Lieblingsdichtung, dem Symposium, dann der griechischen Lyriker.

In diesem Streben nach zunehmender Vertiefung des Wissens stehe ich noch jetzt; und es ist natürlich, daß ich über meine eignen Leistungen meistens ebenso geringschätzend denke, wie oft auch über die anderer, weil ich fast in jedem zu behandelnden Stoff eine Unergründlichkeit oder wenigstens eine schwere Ergründlichkeit finde. Es sei darum auch meine einzige Arbeit erwähnt, mit der ich in meiner Schullaufbahn fast zufrieden war: meine Abhandlung über die Ermanarichssage.

Jetzt, wo ich im Begriff bin, auf die Universität zu gehn, halte ich mir als unverbrüchliche Gesetze für mein ferneres wissenschaftliches Leben vor: die Neigung zu einem verflachenden Vielwissen zu bekämpfen, sodann meinen Hang, das einzelne auf seine tiefsten und weitesten Gründe zurückzuführen, noch zu fördern. Scheinen diese Neigungen sich aufzuheben, so ist dies gewiß in einzelnen Fällen nicht unrichtig, und ich bemerke mitunter in mir etwas Ähnliches.

Im Kampf mit der einen, in der Förderung der andern hoffe ich zu siegen.

Ein Silvestertraum*

Es ist still in meiner Stube, dann und wann knistern die Kohlen im Ofen, ich habe die Lampe niedergeschraubt, und es ist keine Helle im Zimmer, nur daß einige feurige breite Streifen zitternd vom Ofen aus am Boden und an dem Mahagoni meines Pianinos hingleiten.

Es sind die letzten Stunden vor Mitternacht; ich habe bis jetzt in meinen Manuskripten und Briefen gewühlt, heißen Punsch getrunken und dann das Requiem aus dem Manfred Schumanns gespielt. Jetzt verlangt es mich, alles Fremde zu lassen und nur an mich zu denken.

Drum schür ich noch einmal das Feuer, stütze dann meinen Kopf auf die linke Hand und die Sofaecke, schließe die Augen und denke nach. Der Geist durchfliegt schnell die ihm lieben Stätten und weilt in Naumburg, dann in Pforte und Plauen – und kehrt endlich zurück in mein Zimmer. In mein Zimmer? Doch was seh ich auf meinem Bett? Dort liegt jemand – er stöhnt leise, röchelt – ein Sterbender!

Und nicht allein! Herum wie Schatten steht und schwebt es. Ja die Schatten sprechen. »Du böses Jahr, was hast du mir verheißen und was gehalten? Ich bin elender als je, und du sagtest mir, daß ich Glück haben sollte. Sei verflucht!«

»Du liebes Jahr, du schaust mich zuerst so finster an, aber dein Mai tröstete mich, und dein Herbst war des Maies wehmütiger Nachklang. Sei gesegnet!«

»Du altes Jahr, viel Mühe hast du mir gemacht, aber hast mich auch entschädigt. Wir sind uns nichts schuldig, lebe wohl!«

»Ich habe gewartet und sehnlich ausgeschaut, wann du meine Wünsche erfüllen wirst. Tue es jetzt, in deiner letzten Stunde, hilf mir.«
Alles blieb stumm. Das alte Jahr röchelte leise, in genauen Zwischenräumen. Es klang wie ein Seufzer.

Plötzlich wurde alles hell. Die Wände des Zimmers flogen zurück, die Decke schwebte empor. Ich sah nach dem Bett. Das Bett war leer. Ich hörte eine Stimme:

»Ihr Toren und Narren der Zeit, die nicht und nirgends ist außer in euren Köpfen! Ich frage euch, was habt ihr getan? Wollt ihr sein und haben, was ihr hofft, worauf ihr harrt, so tut das, was euch die Götter als Probe vor den Kampfpreis gestellt haben. Wenn ihr reif seid, wird die Frucht fallen, eher nicht!«

Da hob über mir der Zeiger aus, alles verschwand, es schlug zwölf, auf den Straßen rief man laut: »Hoch das neue Jahr!« –

Konzert und Theater im Winter 1864/65 zu Bonn*

Pietra von Mosenthal. Frau Niemann Seebach
Zauberflöte
Undine
Freischütz
Wallenstein. Karl Devrient
Hugenotten. Frau Bürde-Ney
Fidelio. Frau Bürde/Ney
Deserteur
Oberon
Nibelungen. Frau Niemann Seebach
Joseph in Ägypten von Méhul
Widerspenstigen Zähmung. Friederike Goßmann
Feuer in der Mädchenschule. Sie hat ihr Herz entdeckt. Friederike Goßmann
Grille. Friederike Goßmann

Judas Makkabäus
Mendelssohn Hymne und andres
Wallenstein im G-moll-Konzert von Mendelssohn und Chorphantasie von Beethoven. Faustwalzer, Schlummerlied. Ossian von Gade
Auer im Beethovenschen Violinkonzert dem agnus dei von Cherubini
Mozartsinfonie
Große Sinfonie von Schubert
Sinfonie von Emanuel Bach
G-moll Mozart
Dionysouvertüre von N. Breymüller
Lustspielouvertüre von Brambach und Rietz
Hebriden
Ruiblas
Rosamunde

Fierrabras Ouvertüre
Alfonso und Estrella Ouvertüre
Große Sonate für zwei Flügel von Mozart (Frau Clara Schumann)
Notturno in g-moll von Chopin
Scherzo capriccioso von Mendelssohn
Sinfonie d-moll 2 von Schumann
O weint um sie von Hiller
Frühlingslied von Gade
»Freudvoll und leidvoll« Fr. Wiesemann
Mädchenklage Fr. Wiesemann

Pattikonzert

Arie aus Purit gesungen von Carlotta Patti
Schattenarie Din gesungen von Carlotta Patti
Karneval von Venedig
Tarantella Ferranti
Barbier von Sevilla Ferranti
Titusarie Fr. Edelsberg
Wandrer Fr. Edelsberg
Brassin und Vieutemps Kreutzersonate
Niemann-Seebach Glocke

[Aus dem Jahre 1866]*

1860

4. Juli, Miserere fünfstimmig

1861

25. März, Einleitung zu Mariä Verkündigung
Juni, Einleitung zur dritten Szene
Juli, »Der Weg an«

1861

Hundstage Plauen Untersekunda
Schmerz ist Grundton
Michael
Serbia

1860

Hundstage Gorenzen Obertertia

1859

Hundstage Jena Untertertia

1862

In Schulpforte
Hundstage in Gorenzen
Nachher bis Michaeli am Kopf krank
Dann neues Primanertum
Vor den Osterferien: Gedicht »Ermanarich«
In den Ostertagen: Aufsatz: Fatum und Geschichte
Januar bis 2. Februar: Ungarische Skizzen:
»Die Heideschenke«
»Siegesmarsch«
»Wilde Träume«
22. Juni, »Zigeunertanz«
»Ungar. Marsch«
Bis Ostern: »Heldenklage«
In den Hundstagen: »Es geht ein Bach«
»Aus der Jugendzeit«
Am 5. Nov.: Zwei Mazurkas
Michaeli: Ermanarich, sinfonische Dichtung

Gedichte von März bis Oktober
Nachts
Vier Lieder
Junge Fischerin
»Schweifen, o Schweifen«
Aus der großen Zeit. Vier Gedichte
»O könnt ich stürmen«
Ungar. Skizzen. Drei Gedichte

Aus dem Herbst: Sieben Herbstlieder
Am 10. Nov. auf dem Karzer. Drei Gedichte
Vor dem Totenfest: Epilog

1863

In Schulpforte
Ostern in Naumburg
Hundstage in Plauen und im Fichtelgebirge
Weihnachten in Gorenzen
In den Ostertagen: Über das Dämonische in der Musik I, II (hat P. Deussen)
In den Michaelistagen: Anmerkungen zum Nibelungenlied
Später in Schulpforte:
Abhandlung über Ermanarich
Primum Oedipodis regis carmen choricum
Erstere in den Händen von stud.
Im Januar: »In einem kühlen Grunde«, melodramatisch
In den Hundstagen:
»So lach doch mal« von Klaus Groth
Eine Sonate, nicht aufgeschrieben
In den Weihnachtsferien: 29. Dezember bis 2. Januar 1864:

»Eine Silvesternacht«, für Klavier und Violine

Gedichte:

Untreue Liebe

Vor dem Kruzifix |
Am Meeresstrand |
Klang aus der Ferne | hat zumeist G. Mayer
Über den Gräbern |
Jetzt und einstmals |

Jetzt und ehedem
Rhapsodie
Heimkehr, fünf Lieder (hat P. Deussen)
Vorspiel
An ein Rosenblatt
Der alte Ungar
Vor fünfzig Jahren
Beethovens Tod

1864

4. Januar in Gorenzen. Hochzeit Onkel Edmund
4. Januar bis 7. September in Pforte
Hundstage in Naumburg
7. September bis 1. Oktober in Naumburg. Mulustage
1. Oktober bis 16. Oktober in Oberdreiß bei P. Deussen
16. Oktober bis Ende in Bonn. Bonngasse 518 bei Oldag
Hundstage: »de Theognide poeta Megarensi«
November bis 13. Dezember:

1. Beschwörung von Puschkin
2. Winternacht von Puschkin
3. Die Kette von Petöfi
4. Ich möchte lassen
5. Ständchen
6. Unendlich
7. Verwelkt
8. Wo bist du
9. Ungewitter von Chamisso
10. Gern und gerner
11. Das Lied an die Kerze
12. »Es wiegt und neigt«, von mir
Davon 1, 4, 6, 10 an Marie Deussen,
4, 5, 6, 7, 9, 10, 11, 12 an Mutter und Schwester zu Weihnachten

Vor den Hundstagen: Widmung an Anna Redtel

»Rhapsodische Dichtungen«

Vor Weihnachten: Gedicht an einen Freund

1865

Bis 9. August in Bonn

Ostern in Naumburg

Vom 9. August bis 1. Oktober in Naumburg

Kleine Reise nach Gorenzen, Goldne Aue usw.

Vom 1. bis 17. Oktober in Berlin bei Oberl. Mushacke

Vom 17. Oktober bis zum 22. Dezember in Leipzig, Blumengasse 4

Vom 22. Dezember bis 6. Januar 1866 in Naumburg

Ostern: »Simonidis lamentatio Danae«

Große Ferien: Theognisstudien

11. Juni: »Junge Fischerin«, Lied

Im Dezember: »O weint um sie« von Byron. Chor

1866

3. Januar beendet »die letzte Redaktion der Theognidea«

23. Januar »Kyrie« für Chor und Orchester in Klavierauszug

[Aus dem Jahre 1867]*

Meine Herren, es geziemt sich heute, wo wir den ersten Schritt in das vierte Semester unseres Vereines tun, unsre Blicke vorwärts und rückwärts zu werfen, rückwärts, um aus der Vergangenheit zu lernen, vorwärts, um uns der Ziele bewußt zu werden, die wir in dem neuen Zeitraume anstreben wollen. Unser Verein hat sich bisher als lebensfähig bewiesen: das ist schon viel, aber nicht genug. Er hat auch die Kinderschuhe schon ausgezogen, seine ersten tappenden Versuche sind geglückt, so daß er jetzt schon sicherer einherschreiten kann. Eine Anzahl strebsamer Philologen, die seit den Anfängen des Vereins immer zugenommen hat, kommt wöchentlich zusammen, um sich untereinander anzuregen und auszubilden, in dem Bewußtsein, daß die Kontrolle, die jugendliche Geister gegeneinander üben, ein höchst wirksames Mittel der Bildung ist. Die Wirksamkeit des Vereins in sich selbst ist nicht zu bestreiten: wir erleben vor unsren Augen lebhafte Debatten und werden in sie hineingezogen, wir hören Vorträge über die mannigfältigsten Gebiete und Fragen der Philologie, ja wir dürfen nicht verkennen, daß der Verein im ganzen eine vortreffliche Universalität der Interessen vertritt und nach keiner Seite hin eine ausschließliche Neigung verrät: so nützlich Steckenpferde für das Individuum sind, so wenig für einen Verein. Soweit können wir den Verein loben: in zwei Punkten aber ist nötig, sich die Mängel klarzumachen, an denen er bis jetzt noch leidet. Wir haben mitunter noch Vorträge anzuhören, für die im Kreise des Vereins die Voraussetzungen fehlen und die deshalb ohne die wünschenswerte Debatte zu erzeugen *ad acta* gelegt werden. Gewiß dürfen wir den Vortragenden selbst einen Vorwurf nicht ersparen: sie haben öfters das Thema unglücklich gewählt, entweder zu weite Gebiete zu umfassen gesucht, ohne es im engen Zeitraum einer Stunde zustande zu bringen oder sie haben zu viel Kenntnisse als vorhanden vorausgesetzt und mit

diesen gerechnet. Im ganzen aber glaube ich, daß die Vortragenden selbst weniger gefehlt haben als die Zuhörer. Es geziemt mir nicht eine Kritik über die Vorbereitungen anderer Mitglieder, aber von mir selbst darf ich sagen, daß ich mich nicht immer mit dem Stoffe des Vortrags im voraus vertraut gemacht hatte. Es ist aber unmöglich, einen Vortrag, die Sicherheit der Voraussetzungen, den verschlungenen Gang der logischen Deduktion, etwaige absichtliche und unabsichtliche Auslassungen und Mängel richtig zu durchschauen, wenn wir dem Stoffe des Vortrags gegenüber eine *tabula rasa* sind. Während ich also als Wunsch auszusprechen wage, daß jeder von uns durch eine genügende Vorbereitung für den einzelnen Abend sich dem Verein so nutzbar wie möglich mache, stelle ich den dritten Antrag, daß jeder der beabsichtigt einen Vortrag zu halten, zwei, drei, vier Wochen vorher sein Thema beim Namen nennt und auch die einschlägige Literatur andeutet.

Die Wirksamkeit des Vereins nach innen kann sich also noch vermehren, wie sie sich bis jetzt immer vermehrt hat. Schlimm steht es mit der Wirksamkeit nach außen, mit dem Einfluß des Vereins auf die philologische Studentenschaft. Noch vor wenigen Semestern galt es als ausgemacht, daß im ganzen die Leipziger Philologenschaft von sehr militärischen Interessen bewegt werde, daß die magere Pfründe eines Schullehrers für die meisten das zu erstrebende Ziel ihrer Studien sei. Ich denke, daß dem nicht mehr so lange sein wird. Wir wollen einmal die Intentionen unsers Vereins als die antipodischen auffassen. Denn zufällig haben wir alle, die wir hier zusammengekommen sind, einen ziemlich ausgeprägten wissenschaftlichen Trieb. Es sei fern von mir, in diesem Triebe einen ethischen Vorzug vor jenen Utilitariern zu sehn: denn Trieb ist Bedürfnis und Bedürfnis ist Zwang. Zu tun aber wie man gezwungen ist, ist jedenfalls kein ethischer Vorzug, ebensowenig wie zu speisen, wenn man hungrig ist. Aber es gibt oder gab hier in Leipzig viele, die nicht hungrig sind nach der Wissenschaft. Das sind die Utilitarier. Was würde es nützen, ihnen Speise zu geben? Mit diesen also haben wir grundsätzlich nichts zu tun, wohl aber mit jener großen Schar von noch unentschiedenen Naturen, die sich gern anlehnken wollen, weil sie sich selbst noch nicht Stütze sind, die gern sich einer Strömung hingeben und die daher leicht durch den auf einer Universität herrschenden Geist bestimmt werden. Hier beginnt unsre Aufgabe: die bezeichneten Naturen sind die notwendigen Bestandteile unsers Vereins, weil in ihnen sich immer der Nachwuchs der Mitglieder erzeugen muß. Diesen müssen wir es bequem machen, unsren Sitzungen beizuwohnen, diese müssen wir in das philologische Fahrwasser hineinzuleiten suchen. Kurz, wir wollen in unserm Verein noch mehr Zuhörer haben und diese gerade aus den jüngsten und jüngeren Semestern des Triennium.

Ich habe die Punkte bezeichnet, auf denen die Erweiterung der innern und äußern Wirksamkeit des Vereins beruht. Damit wissen wir unsre nächsten Ziele, damit erkläre ich das vierte Semester unsers Vereins für eröffnet.

Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre*

17. Oktober 1865 bis 10. August 1867

Meine Zukunft liegt mir sehr im Dunkel, ohne mich deshalb besorgt zu machen. Gleichermassen verhalte ich mich zu meiner Vergangenheit; im ganzen vergesse ich sie sehr schnell, und nur die Änderungen und Befestigungen des Charakters zeigen mir von Zeit zu Zeit, daß ich sie verlebt habe. Bei einer solchen Lebensweise wird man von seinem eignen Bildungsgange überrascht, ohne ihn zu verstehen; und ich verkenne nicht, daß dies Vorzüge hat, da das fortwährende Betrachten und Abwägen die naiven Äußerungen des Charakters zu stören pflegt und seinem Wachstum leicht hinderlich erscheint. Mitunter freilich will mir's vorkommen, als ob ein solches bewußtes Fortleben eben nur scheinbar und auch nur auf eine Zeit störend wirkt. Man denke an den Fußsoldaten, der zuerst fürchtet das Gehen überhaupt zu verlernen, wenn er angeleitet wird mit Bewußtsein den Fuß zu heben und dabei seine Fehler im Auge zu behalten. Es kommt nur darauf an, ihm eine zweite Natur anzubilden; dann geht er ebenso frei als vorher. Es ist sehr leicht die Moral zu dieser Fabel zu finden und die nachfolgenden Blätter sollen zeigen, daß ich sie gefunden habe. Betrachten will ich mich, und um nicht gleich mit einem unvermittelten »heute« anfangen zu müssen, schicke ich etwas über den Gang der beiden letzten Jahre voraus. Zwei Jahre! In diesem Alter! Was saugt da nicht alles an dem jungen Wesen, was drückt da nicht seine Tatzen in den weichen Ton!

Ich ging von Bonn weg wie ein Flüchtling. Als mich um Mitternacht Freund Mushacke an das Ufer des Rheins begleitete, wo wir auf das von Köln kommende Dampfschiff warteten, da war nichts von wehmütigen Empfindungen in mir, einen so schönen Ort und ein so blühendes Land verlassen zu müssen, abzuscheiden von einer Schar jugendlicher Genossen. Vielmehr waren es gerade die letzteren, die mich fortscheuchten. Ich will nachträglich den guten Leuten nicht noch ungerecht sein, wie ich es früher öfter war. Aber meine Natur fand unter ihnen kein Genüge; ich selbst war noch viel zu scheu in mich versteckt und hatte nicht die Kraft, unter dem dortigen Treiben eine Rolle zu spielen. Alles war mir aufgenötigt, und ich verstand nicht Herr zu sein über das, was mich umgab. In der ersten Zeit war mein Bemühen gewesen, mich in die Formen zu finden und das zu werden, was man einen flotten Studenten nennt. Da mir dies aber immer mehr mißlang, da der Hauch von Poesie, der auf allem diesen Treiben zu ruhen scheint, für mich verflogen war und die rohe philiströse Gesinnung mitten aus jenem Übermaß von Trinken, Lärmen und Schuldenmachen hervorsprang, da begann es leise in mir zu rumoren; immer lieber entzog ich mich jenen hohlen Vergnügungen, um stille Naturgenüsse oder gemeinsame Kunststudien aufzusuchen, immer fremder fühlte ich mich in diesen Kreisen, denen zu entgehen doch nicht möglich war. Dazu meldeten sich andauernde rheumatische Schmerzen, nicht minder drückte das Gefühl, nichts für die Wissenschaft und wenig fürs Leben, doch reichliche Schulden gewonnen zu haben. Das alles gab mir die Empfindung eines

Flüchtlings, als ich in der feuchten regnerischen Nacht an Bord des Dampfschiffes stand und die wenigen Lichter langsam verschwinden sah, die Bonn am Ufer bezeichneten.

Unter den Nachwirkungen dieser Stimmung verbrachte ich die Ferien. Die letzten vierzehn Tage war mir vergönnt, bei meinem Freunde Mushacke in dessen elterlichem Hause zuzubringen. In Berlin spielte ich damals das Spiel des Unzufriedenen; noch zu deutlich lag die Vergangenheit in meinen Blicken, ihre Lasten drückten noch zu schwer auf meine Schultern, so daß ich meinem Freunde in meinen ewigen Lamentationen gewiß lästig fiel. Natürlich verfehlte ich nicht, jenes Unbehagen über Bonner studentische Verhältnisse zu verallgemeinern und insbesondere die deutsche Burschenschaft schwer mitzunehmen. Daß ich nun gerade mit Leuten dieser Rasse in einem Liebigschen Konzert zusammentreffen mußte, war mir hochpeinlich; und ich war unartig genug nach der nötigen Begrüßung einen ganzen Abend lautlos an ihrer Seite zu sitzen. Als trotzdem einer von ihnen seiner Pflicht nach mich in ihre Kneipe einlud, ging ich meinem Freunde Mushacke zulieb auch dorthin, blieb aber ebenso stumm und unzugänglich als bei der ersten Begegnung, und mag also schwerlich vorteilhafte Begriffe über meine Begabung und Lebensart erweckt haben, zumal da ich wenig Bier trank und gar nicht rauchte. – Berlin selbst unbefangen anzusehn und zu würdigen, war ich damals gewiß nicht angetan, dagegen stimmt es zu dem damaligen unruhig unbefriedigten Zustand, daß Sanssouci und die Umgebung Potsdams in dem malerischen Kostüm des Frühherbstes mächtig auf mich wirkte. Insgleichen ist mir noch der Garten am Viktoriatheater in der schärfsten Erinnerung, ohne alles Grün, die Bäume wie Rattenschwänze, die Bänke und Stühle unordentlich übereinandergestellt: über die Giebel der umgebenden Häuser die matten Strahlen der Herbstsonne und die bleiche blaue Luft, in die die Dächer so schroff hineinragen. Auch unsre Unterhaltungen nährten meine verbitterte Laune; da waren es die Sarkasmen des vortrefflichen Mushacke, seine Einblicke in die höhere Schulverwaltung, sein Zorn über das jüdische Berlin, seine Erinnerungen aus der Zeit der Junghegelianer, kurz die ganze pessimistische Atmosphäre eines Mannes, der viel hinter die Kulissen geschaut hat, die meiner Stimmung neue Zufuhr gaben. Ich lernte damals mit Behagen schwarz sehen, nachdem es mir selber, wider meine Schuld wie mir schien, schwarz gegangen war.

Es war am 17. Oktober 1865, als ich mit Freund Mushacke in Leipzig auf dem Berliner Bahnhofe anlangte. Wir zogen zunächst planlos in die innre Stadt und erfreuten uns der hochgetürmten Häuser, der belebten Gassen und des regen Treibens. Dann ruhten wir uns in der Mittagszeit in der Reisseschen Restauration (Klostergasse) aus und fanden es hier leidlich, obwohl auch dieser Dunstkreis nicht frei von schwarzrotgoldnen Jünglingen war. Hier begann mein Studium des Tageblattes, das ich später regelmäßig in der Mittagsstunde zu treiben pflegte. An jenem Tage notierten wir uns die angebotenen Wohnungen, jene »anständigen« oder

gar »eleganten« Zimmer mit »Schlafkabinett« usw. Darauf schickten wir uns an straßauf, straßab, treppauf, treppab uns die bezeichneten Herrlichkeiten anzuschauen und fanden sie durchschnittlich über alle Maßen scheußlich. Welche Gerüche empfingen uns da, welche Ansprüche von Reinlichkeit setzte man bei uns voraus! Genug, wir waren bald ärgerlich und mißtrauisch und folgten daher nur zaudernd einem Antiquar, der eine Wohnung zu vermieten hatte, wie sie uns passend erscheinen würde. Schon dauerte uns der Weg zu lang und wir wurden müde, als er in einer kleinen Seitengasse, die den Namen »Blumengasse« trägt, haltmachte, uns durch ein Haus durch in einen Garten führte und in dem dort sich anschließenden Gebäude eine kleine Stube nebst Kammer aufwies, die einen freundlich zurückgezogenen Eindruck machte und sich für die Behausung eines Gelehrten wohl eignen mochte. Genug, wir wurden handelseinig; ich wohnte von jetzt ab bei dem Antiquar Rohn in der Blumengasse Nr. 4. Freund Mushacke fand im Hause nebenan ein Unterkommen. Und zwar hatte ich, wie wir später häufig bemerkten, bei dieser Wohnungswahl den bessern Teil erwählt. An jenem Tage aber gingen wir nach Beendigung unsrer Geschäfte in das benachbarte Café und tranken da in herbstlich schauriger Luft, aber doch noch im Freien unsere Nachmittagsschokolade, mit wartendem Herzen über alles das, was sich an der neuen Stätte unsres Daseins zutragen würde.

Am andern Tage meldete ich mich auf dem Universitätsgericht; es war gerade ein Tag, den die Universität durch eine Festschrift und durch Doktorernennungen feierte, der Tag, an dem vor hundert Jahren Goethe sich in das Album eingezeichnet hatte. Ich kann nicht sagen, wie erfrischend dieses zufällige Ereignis auf mich wirkte; sicherlich war es ein gutes Omen für meine Leipziger Jahre, und die Zukunft hat dafür gesorgt, daß es mit Recht ein gutes Omen heißen konnte. Der damalige Rektor Kahnis suchte uns Gemeinsamaufzunehmenden, die wir einen großen Kreis bildeten, deutlich zu machen, daß ein Genie seine absonderlichen Bahnen gehe und daß Goethes Studienzeit somit durchaus für uns nicht mustergültig sein solle. Wir erwiderten die Anrede des kugelrunden beweglichen Männchens mit einem verstohlenen Lächeln und reichten ihm darauf den üblichen Handschlag, indem sich der ganze Kreis an dem schwarzen Punkte vorbeischob. Später empfingen wir unsre Papiere.

Das erste fröhliche Ereignis war für mich das erste Auftreten Ritschls, der glücklich an seiner neuen Küste gelandet war. Nach akademischer Sitte war er jetzt genötigt, seine Antrittsvorlesung öffentlich in der Aula zu halten. Man war allgemein hochgespannt auf die Erscheinung des berühmten Mannes, dessen Benehmen in den Bonner Affären seinen Namen in die Zeitungen und in aller Mund gebracht hatte. In reichster Fülle war darum die akademische Bürgerschaft versammelt, aber auch zahlreiche Nichtstudenten standen im Hintergrunde. Da kam er denn hineingerutscht in den Saal, auf seinen großen Filzschuhen, im übrigen in tadellosem festlichem Anzug mit weißer Binde. Heiter und aufgeräumt blickte er sich in dieser neuen Welt um und bald entdeckte er auch Gesichter, die ihm nicht fremd waren. Indem er sich hinten im Saale herumtrieb, rief er plötzlich »Ei, da ist ja auch Herr Nietzsche« und winkte

mir lebhaft mit der Hand. Bald hatte er einen ganzen Kreis von Bonner Schülern um sich gesammelt, mit denen er auf das gefälligste plauderte, während der Saal sich mehr und mehr füllte und die akademischen Würdenträger erschienen waren. Da er dies merkte, stieg er mit Heiterkeit und Unbefangenheit auf das Katheder und sprach seine schöne lateinische Rede über den Wert und Nutzen der Philologie. Sein freier Blick, die energische Jugend seines Worts, das behende Feuer in seinem Mienenspiel rief offenbar Staunen hervor. Ich hörte, wie ein alter gemütlicher Sachse nachher sich aussprach: »Nee, was der alte Mann für ein Feier hat.« Auch in der ersten Vorlesung im Auditorium N. 1 war die Menschenmenge erdrückend. Er begann seinen Vortrag über des Äschylus Tragödie »Die Sieben vor Theben«, dessen wichtigsten Teil ich mit angehört und nachgeschrieben habe.

Hier will ich gleich eine Bemerkung über meinen Kollegienbesuch machen. Da spricht denn vor allem die Tatsache, daß ich kein einziges vollständiges Kollegienheft besitze, sondern nur traurige Bruchstücke. Für diese meine Unregelmäßigkeit empfand ich zeitweise Besorgnis und Unruhe, endlich aber ging mir auch hier die erlösende Formel auf. Im Grunde nämlich zog mich bei den meisten Kollegien der Stoff durchaus nicht an, sondern nur die Form, in der der akademische Lehrer seine Weisheit an den Mann brachte. Die Methode war's, für die ich lebhafte Teilnahme hatte; sah ich doch, wie wenig auf Universitäten Stoffliches gelernt wird und wie trotzdem der Wert derartiger Studien allseitig aufs höchste geschätzt wird. Da wurde mir deutlich, daß das Vorbildliche der Methode, der Behandlungsart eines Textes usw., jener Punkt sei, von dem die umschaffende Wirkung ausgehe. Also beschränkte ich mich darauf zu beachten, wie man lehrt, wie man die Methode einer Wissenschaft in junge Seelen überträgt. Immer versetzte ich mich in die Stellung eines akademischen Lehrers und gab von diesem Standpunkte aus meine Zustimmung oder mein Verdikt zu den Bemühungen bekannter Dozenten. So habe ich mich denn mehr beflissen, zu lernen, wie man Lehrer ist als zu lernen, was man sonst auf Universitäten lernt. Dabei hielt mich immer das Bewußtsein aufrecht, daß es mir einmal nicht an den Kenntnissen fehlen werde, die man bei einem Akademiker beansprucht, und vertraute dabei der Eigenheit meiner Natur, daß sie sich durch eignen Trieb und nach einem System das Wissenswürdige zusammenholen werde. Und meine Erfahrung hat dies Vertrauen bis jetzt gutgeheißen. Als Ziel schwebt mir vor, ein wahrhaft praktischer Lehrer zu werden und vor allem die nötige Besonnenheit und Selbstüberlegung bei jungen Leuten zu wecken, die sie befähigt, das Warum? Was? und Wie? ihrer Wissenschaft im Auge zu behalten.

Man wird nicht erkennen, daß in dieser Betrachtungsweise ein philosophisches Element liege. Der junge Mann soll erst in jenen Zustand des Erstaunens geraten, den man das *philosophon pathos kat exochēn* genannt hat. Nachdem das Leben sich vor ihm in lauter Rätsel zerlegt hat, soll er bewußt, aber mit strenger Resignation sich an das Wissensmögliche

halten und in diesem großen Gebiete seinen Fähigkeiten gemäß wählen. Wie ich zu diesem Standpunkte gekommen bin, will ich zunächst erzählen. Hier erscheint denn zum ersten Male der Name Schopenhauer auf diesen Blättern.

Verstimmungen und Verdrießlichkeiten persönlicher Art pflegen bei jungen Leuten leicht einen allgemeineren Charakter anzunehmen, wenn sie sonst nur zur *dyskolia* geneigt sind. Ich hing damals gerade mit einigen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen ohne Beihilfe einsam in der Luft, ohne Grundsätze, ohne Hoffnungen und ohne eine freundliche Erinnerung. Mir ein eignes anpassendes Leben zu zimmern war mein Bestreben von früh bis abend; dazu brach ich die letzte der Stützen ab, die mich an meine Bonner Vergangenheit fesselte; ich zerriß das Band zwischen mir und jener Verbindung. In der glücklichen Abgeschiedenheit meiner Wohnung gelang es mir mich selbst zu sammeln; und wenn ich mit Freunden zusammentraf, so war es eben mit Mushacke und v. Gersdorff, die für ihren Teil mit gleichen Absichten umgingen. – Nun vergegenwärtige man sich, wie in solchem Zustande die Lektüre von Schopenhauers Hauptwerk wirken mußte. Eines Tages fand ich nämlich im Antiquariat des alten Rohn dies Buch, nahm es als mir völlig fremd in die Hand und blätterte. Ich weiß nicht welcher Dämon mir zuflüsterte: »Nimm dir dies Buch mit nach Hause«. Es geschah jedenfalls wider meine sonstige Gewohnheit, Büchereinkäufe nicht zu überschleunigen. Zu Hause warf ich mich mit dem erworbenen Schatze in die Sofaecke und begann jenen energischen düsteren Genius auf mich wirken zu lassen. Hier war jede Zeile, die Entzagung, Verneinung, Resignation schrie, hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt Leben und eigen Gemüt in entsetzlicher Großartigkeit erblickte. Hier sah mich das volle interesselose Sonnenauge der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Das Bedürfnis nach Selbsterkenntnis, ja Selbstzernagung packte mich gewaltsam; Zeugen jenes Umschwunges sind mir noch jetzt die unruhigen, schwermütigen Tagebuchblätter jener Zeit mit ihren nutzlosen Selbstanklagen und ihrem verzweifelten Aufschauen zur Heiligung und Umgestaltung des ganzen Menschenkerns. Indem ich alle meine Eigenschaften und Bestrebungen vor das Forum einer düsteren Selbstverachtung zog, war ich bitter, ungerecht und zügellos in dem gegen mich selbst gerichteten Haß. Auch leibliche Peinigungen fehlten nicht. So zwang ich mich vierzehn Tage hintereinander immer erst um zwei Uhr nachts zu Bett zu gehen und es genau um sechs Uhr wieder zu verlassen. Eine nervöse Aufgeregtheit bemächtigte sich meiner und wer weiß bis zu welchem Grade von Torheit ich vorgeschritten wäre, wenn nicht die Lockungen des Lebens, der Eitelkeit und der Zwang zu regelmäßigen Studien dagegen gewirkt hätten.

In jene Zeit fällt die Gründung des philologischen Vereins. Eines Abends waren mehrere ehemalige Bonner Studenten zu Ritschl eingeladen, darunter ich selbst. Nach Tische regte uns unser Gastgeber lebhaft zu der Idee an, welche dem philologischen Vereine zugrunde lag. Die Frauen waren gerade im Nebenzimmer, und so störte nichts den Erguß des

lebhaften Mannes, der aus der Erfahrung von der Wirksamkeit und dem Einfluß solcher Vereine zu erzählen hatte. Der Gedanke faßte in uns vieren Wurzel, das heißt in Wisser, Roscher, Arnold und mir. Wir sahen uns im Kreise unsrer Bekannten um und luden dann für einen Abend die Auserwählten in die »Deutsche Bierstube« zur Konstituierung eines Vereines zusammen. Acht Tage später hielten wir unsre erste regelmäßige Versammlung. Wir verlebten das erste halbe Jahr ohne Präsidenten und machten immer am Beginn eines Vereinsabends einen von uns zum Vorsitzenden. Was gab es da für aufgeregte zügellose Debatten! Wie schwer war es da, aus dem allgemeinen Lärm nur etwas als Meinung des gesamten Vereines zu retten! Es war am 18. Januar 1866, als ich meinen ersten Vortrag hielt und damit gewissermaßen mein Debüt in der philologischen Welt. Ich hatte angekündigt, daß ich in der Restauration von Löwe, Nikolaistraße, über die letzte Redaktion der Theognidea sprechen werde. Hier im gewölbten Raume konnte ich, nachdem ich die erste Schüchternheit überwunden hatte, kräftig und mit Nachdruck mich ausgeben und hatte auch den Erfolg, daß meine Freunde den größten Respekt vor dem Gehörten äußerten. Erstaunlich erquickt kam ich tief in der Nacht nach Hause und setzte mich an mein Pult, um in das Buch der Betrachtungen bitre Worte zu schreiben und auf der Tafel meines Bewußtseins die genossene Eitelkeit möglichst zu vertuschen.

Dieser günstige Erfolg machte mir Mut, meine Arbeit, wie sie war, in Folio, durch und durch mit Randglossen versehen, eines Mittags zu Ritschl zu bringen, dem ich sie in Gegenwart Wilhelm Dindorfs schüchtern einhändigte. Später erfuhr ich, wie unangenehm und lästig Ritschl derartige Zumutungen sind. Genug, er nahm die Arbeit an, vielleicht beeinflußt durch die Anwesenheit Dindorfs. Einige Tage darauf wurde ich zu ihm gerufen. Er sah mich bedenklich an und hieß mich Platz nehmen. »Zu welchem Zwecke«, fragte er, »haben Sie diese Arbeit bestimmt.« Ich sagte das Zunächstliegende, daß sie, einem Vortrage unsres Vereins zugrunde gelegt, schon ihren Zweck erfüllt habe. Jetzt fragte er nach meinem Alter, meiner Studienzeit usw., und als ich ihm Bescheid gegeben, erklärte er, noch nie von einem Studierenden des dritten Semesters etwas Ähnliches der strengen Methode nach, der Sicherheit der Kombination nach gesehen zu haben. Darauf forderte er mich lebhaft auf, den Vortrag zu einem kleinen Buche umzuarbeiten und verhieß mir seine Hilfe, um einige Kollationen mir zu beschaffen. Nach dieser Szene ging mein Selbstgefühl mit mir in die Lüfte. Mittags machten wir Freunde zusammen einen Spaziergang nach Gohlis, es war schönes, sonniges Wetter, und mir schwiebte mein Glück auf den Lippen. Endlich im Gasthofe, als wir Kaffee und Pfannkuchen vor uns hatten, hielt ich nicht mehr zurück und erzählte den neidlos staunenden Freunden, was mir widerfahren sei. Einige Zeit ging ich wie im Taumel umher; es ist die Zeit, wo ich zum Philologen geboren wurde, ich empfand den Stachel des Lobes, das für mich auf dieser Laufbahn zu pflücken sei.

Besonders einem meiner Umgebung mochte ich durch das Erlebte imponiert haben. Das war der junge Gottfried Kinkel, mit dem ich von

Stund an in nähere Berührung kam. Von diesem seltsamen Kauze muß ich einiges sagen: Ein kleines schwächliches Männchen mit altem, bartlosem Gesicht. Dabei eine Geschmeidigkeit der Bewegung, die an vielen Umgang mit Frauen erinnerte. Eine englische Gleichgültigkeit und Apathie gegen etwas, was er nicht bemerken wollte. Merkwürdig aber war vor allem, daß, obgleich er sich selbst in kleinen Verhältnissen bewegte, auch als Philolog kaum andre als halb mechanische Arbeiten trieb, er doch alles gleichsam mit Vergrößerungsgläsern um sich erblickte, vor allem seine Freunde. Wenn er einen von uns zu beschreiben anfing, so sahen wir uns mit Gelächter in hyperbolische Wesen verwandelt. Genug, dies war seine Art, und er sonnte sich wahrscheinlich selbst gemächlich im Glanze seiner selbstgeschaffenen Sonnen. Wir luden uns öfter gegenseitig ein, musizierten miteinander und ergingen uns in Gesprächen über Ziele der Philologie. Er, dem immer die politischen Prinzipien seines Vaters vorschwebten, er, der mitunter Vorträge in Arbeitervereinen hielt, wollte durchaus, daß politische Zwecke im Hintergrunde stehen müßten, während ich nach meiner Art die selbstlose Würde der Wissenschaft vertrat. Plötzlich war er umgestimmt, erhob sich, erfaßte meine Rechte und schwur von jetzt ab nach meinen Grundsätzen zu leben. Unser Umgang mit ihm war ein Komplex von Respekt, Mitleid und Erstaunen. Seine kleinen wissenschaftlichen Arbeiten von entschiedenem Unwerte pflegte er doch jedesmal druckfertig zu machen, weil er sie als kleine Meisterstücke ansah. Daß er dabei auch dichtete, weiß ich, und er mochte oft den Wunsch hegen, seine Geburten mir vorzulegen, wenn ich nicht mit größter Entschiedenheit mich gegen alle diese Jugenddichtereien erklärt hätte; ich pflegte die Zeit der Selbsterkenntnis von da an bei einem Jüngling zu datieren, wo er seine Dichtungen in den Ofen steckt, und habe es selbst dieser meiner Anschauung gemäß in Leipzig gemacht. Friede auch dieser Asche!

Damals speiste ich mit meinen Freunden zusammen bei Mahn am großen Blumenberg in nächster Nähe des Theaters. Von dort gingen wir regelmäßig in das Café Kintschy, das für mich besondere Vorzüge hatte. Es verkehrte dort nur ein auserwählter Kreis von Stammgästen, darunter Prof. Wenzel, den wir den »Kater« nannten, ein kleiner Mann mit lebhafter Verbissenheit und flatternden weißen Haaren, dann der Redakteur der Leipziger Signale, die wir unschuldigerweise, bevor wir den Herrn erkannten, zum Objekte unserer schalkischen Bemerkungen gemacht hatten. Viel Neigung brachten wir dem liebenswürdigen Schweizer Kintschy zu, einem wohlwollenden, aufgeklärten Manne, der sich gern seiner früheren Gäste Stallbaum, Herloßsohn und Stolle erinnerte; deren Bilder an den altertümlichen braunen Wänden hingen. In diesen überwölbten Räumen durfte nicht geraucht werden; mir geschah damit etwas sehr Angenehmes. – Abends und besonders sonnabends waren wir in der neugegründeten Weinstube von Simmer zu finden. Hierhin kam mein Freund Mushacke, hierhin v. Gersdorff, mit dem ich viel auszutauschen hatte, nachdem er in Göttingen ähnliche Dinge erlebt und ausgestanden hatte, wie ich in Bonn. Jetzt waren diese beiden Freunde die

ersten, auf die ich den vollen Strom einer Schopenhauerschen Batterie lenkte, weil ich beurteilen konnte, daß sie für solche Anschauungen empfänglich seien. Wir drei fühlten uns fortan lebhaft im Zauber des einen Namens verbunden. Auch schauten wir lebhaft nach anderen Naturen aus, die wir in dasselbe Netz ziehen wollten. Von diesen ist einer bemerkenswert, namens Romundt aus Stade in Hannover. Mit einem schreienden peinlichen Organ schreckte er zuerst die Menschen von sich ab. Und so ging es auch mir, bis ich mich gewöhnte, über diesen äußerem Eindruck hinwegzuhören. Er befand sich in unglücklichen Verhältnissen. Seine begabte Natur wies ihm nach keiner Seite hin ein bestimmtes zu erstrebendes Ziel an. Die Elemente eines Forschers, Dichters, Philosophen waren trostlos gemischt, so daß er sich in ewigem Ungenügen verzehrte. Daß auch seine Augen auf den Namen Schopenhauer gebannt wurden, versteht sich von selbst, nachdem ich einiges über seine Natur gesagt habe. Bei andern mißlangen mir meine Bekehrungsversuche völlig. Z. B. bei Wisser, bei dem zunächst ein verwandter Fond zu bemerken war. Es fehlte ihm aber überhaupt an Neigung zu philosophischer Vertiefung und an der dazu nötigen Vorbildung. An ihm fiel mir vor allem ein rastlos wührender Ehrgeiz auf, der, weil er keine Befriedigung fand, seine ganze Natur, vornehmlich sein Nervensystem, in Aufregung versetzte. Er sehnte sich danach, in seiner Wissenschaft etwas zu entdecken und war mitunter glücklich über einen angeblich bedeutenden Fund, in dem wir anderen bei genauer Besichtigung nichts als Schlacken zu entdecken vermochten. Dabei besaß er eine liebenswürdige Neigung, mit Kindern und alten Bürgersleuten umzugehen und fühlte sich in einfachen, ländlichen Verhältnissen, wo er etwas gelten konnte, am wohlsten. Uns quälte er bald mit einer neuen Zerteilung des Johannesprologs, bald mit Ausscheidungen des Tibull aus Tibull und konnte recht böse werden, daß wir an seinen Bestrebungen keinen Nutzen und Mangel an Methode herausfühlten. Hoffentlich geht es diesem gutherzigen schwärmerischen Gemüte besser.

Ich benutze die Gelegenheit, hier etwas von anderen Personen einzuschieben, die mit mir in Berührung kamen. Da fällt mir zunächst Hüffer ein, der unsre beiden Bekannten Romundt und Wisser fort dauernd auf das wunderlichste quälte und neckte und sich dadurch Wissers Feindschaft und Romundts Freundschaft auf den Hals schaffte. Ein talentvoller Mensch, dem die Natur den Begriff der Taille versagt hatte, trieb er die schönen Künste, vornehmlich Musik, mit Eifer, übersetzte gewandt aus dem Französischen und sah sich, da er sehr vermögend war, mit Ruhe dem Strome des Literatentums entgegenschwimmen. Wir lagen uns immer in den Haaren in musikalischen Punkten; vornehmlich über die Bedeutung Wagners ging uns nie die Stimme und die Galle aus. Ich gebe ihm jetzt nachträglich zu, daß sein musikalisches Urteilen und Empfinden feiner, vor allem gesunder entwickelt war als das meinige. Aber damals vermochte ich dies nicht einzusehn und empfand manchen Schmerz über seinen rücksichtslosen Widerspruch. Überhaupt stieß er leicht einmal mit seinem ungenierten Wesen an. So waren wir einmal zusammen in die

Familie Ritschls eingeladen. Hüffer wälzte seine breite Gestalt auf einen Sessel und rief, als dieser von der ungewohnten Last knackte, lustig aus: »Oho, der ist nicht koscher«, ein Wort, das die Frau Ritschl, eine getaufte Jüdin, offenbar stark verletzen mußte. Nicht anders erging es ihm, als wir einmal im ersten Range des Leipziger Theaters uns freimütig über eine am Tage zuvor aufgetretene Sängerin unterhielten. Wir lobten ihren Gesang, um so mehr aber mißfiel ihr wunderlich häßliches Gesicht, dessen Seltsamkeit Hüffer in verschiedenen Bildern laut und heftig beschrieb. Welche Empfindung aber, als eine Dame, drei Schritt schräg vor uns, sich ruhig umdrehte und den öffentlichen Tadlern ihr Gesicht, eben jenes wunderlich häßliche Gesicht zuwandte. Ärgerlich, jemand umsonst verletzt zu haben, machten wir unsre Sache nicht besser, als wir ihr nach dem Theater ein Bukett mit der Inschrift »der Nachtigall die Rose« zuschickten. Ein gewandter Dienstmann war bald angeworben und ergötzte uns nachher, als wir im Italienischen

[Friedrich Nietzsche: Werke und Briefe: [Aus dem Jahre 1866]. Friedrich Nietzsche: Werke, S. 8197

(vgl. Nietzsche-W Bd. 3, S. 124 ff.) (c) C. Hanser Verlag]

Garten zu Abend aßen, mit der Schilderung, wie er den augenblicklichen Aufenthalt der betreffenden Dame erfahren habe.

Seit jenem Tage, wo Ritschl meine Theognispapiere so günstig abgeschätzt hatte, war ich zu ihm in ein näheres Verhältnis gekommen. Fast wöchentlich ein paarmal ging ich in der Mittagsstunde zu ihm und fand ihn da jederzeit bereit, ein ernstes oder lustiges Gespräch anzuknüpfen. Gewöhnlich saß er in seinem Lehnstuhl und hatte die Kölnische Zeitung vor sich, die er samt der Bonner Zeitung aus alter Anhänglichkeit noch las. Auf dem Tisch stand gewöhnlich unter einer wüsten Menge von Papieren ein Glas Rotwein. Wenn er arbeitete, so bediente er sich eines Sessels, den er selbst gepolstert hatte, indem er die Stickerei eines ihm geschenkten Ruhekissens abtrennte und auf einen dürftigen Holzschemel, der ohne Lehne war, nagelte. In seinen Gesprächen war er frei von jeder Zurückhaltung; sein Zorn gegen seine Feinde, Unzufriedenheit über bestehende Zustände, Schäden der Universität, Marotten der Professoren, alles sprudelte aus ihm heraus, so daß er hierin wohl das Gegenstück eines diplomatischen Naturells aufwies. Ebenso scherzte er über sich selbst, über seine geringe Wirtschaftlichkeit, z. B. mit der er früher die eingenommenen Gelder in 10, 20, 50, 100 Taler-Scheinen in Bücher versteckt habe, um sich über ihr Wiederfinden zu freuen. Daß dabei mitunter durch das Verborgen von Büchern seltsame Zustände hervortraten, daß mancher arme Student sich durch eine Gabe überrascht fühlte, für die es kaum anständig war, Dank und Empfang auszusprechen, das pflegte uns seine Frau zu erzählen, und Vater Ritschl mußte mit verschämten Mienen seine Zustimmung geben. In der Tat war sein Eifer andern Leuten zu nützen wahrhaft großartig; und daher kommt es, daß so viele junge Philologen außer der Förderung, die sie ihm in wissenschaftlichen Dingen schuldeten, sich ihm auch noch persönlich zur nächsten Anhänglichkeit verpflichtet fühlten. Er besaß unbedingt eine Überschätzung seines Fachs und hatte demgemäß eine Abneigung

dagegen, daß Philologen sich näher mit der Philosophie einließen. Seine Schüler hinwiederum suchte er möglichst schnell der Wissenschaft nutzbar zu machen; daher pflegte er die produktive Ader eines jeden leicht etwas zu überreizen. Dabei war er frei von jedem Credo in der Wissenschaft; und besonders verdroß ihn ein unbedingtes urteilsloses Hingeben an seine Resultate.

Eine völlig verschiedene Natur lernte ich an Wilhelm Dindorf kennen. Eines Tages wurde ich von Ritschl befragt, ob ich wohl einmal eine Arbeit für ein reichliches Honorar unternehmen wolle, die der Wissenschaft von entschiedenem Nutzen sei. Ich entgegnete, daß ich nicht abgeneigt sei, falls ich selbst dabei meine Rechnung fände und etwas Hinreichendes lernen könne. Da vertraute mir denn Ritschl, daß es Prof. Dindorf viel an Fertigung eines neuen Index zum Äschylus liege, und er mit mir darob zu sprechen wünsche. Da stand ich zum ersten Male in meinem Leben in einer großen Gefahr von einer Seite aus, wo man mir wohlwollte. Ich ging also eines Abends zu Dindorf und wurde, nachdem man mir erst vormachen wollte, daß der Professor nicht zu Hause sei, nach Nennung meines Namens vorgelassen. Ein starker Mann mit pergamentnen Zügen und formeller Höflichkeit, eine Persönlichkeit, die einen altmodischen Eindruck machte, die aber in dem forschenden, unbeweglich scheinen wollenden Auge einen Zug hatte, welcher aufforderte, daß man auf seiner Hut sei: ein solcher Mann öffnete mir die Tür und geleitete mich in ein altfränkisches Zimmer. Wir suchten uns über die verlangte Aufgabe zu verständigen. Er verlangte von meiner Seite eine Probe, die ich ihm versprach. Bei späteren Besuchen, nachdem er mein opuscolum über Theognis kennengelernt hatte, wurde er mir bedenklich durch die freie, ja freche Art, mit der er mich lobte, insgleichen mit seinen hingeworfnen Ansichten, die einen starken, aber unethischen Pessimismus verrieten: anderseits leuchtete ein widerwärtiger merkantiler Egoismus hervor. Sein Markten mit Konjekturen, sein Hin- und Herverkaufen seiner Ausgaben an deutsche und englische Buchhändler, noch mehr sein Zusammenhang mit dem berüchtigten Simonides, haben mich allmählich scheu gemacht, so daß ich endlich mich von ihm zurückzog und alle gemachten Propositionen aus den Händen fallen ließ. Schließlich war dies sogar der Rat Ritschls, der selbst mancherlei von Dindorfs angeblichen Dienstfertigkeiten zu leiden hatte.

Später wurde ich auch mit dem entschiedensten Gegner Dindorfs bekannt, mit dem weit und breit berühmten Tischendorf. Es waren meinen Händen einige Pergamentblätter verschiedener Jahrhunderte, darunter ein Palimpsest aus dem Nachlasse des Prof. Keil anvertraut worden, über deren etwaigen Wert ich im Interesse der Witwe Erkundigungen einziehen sollte. Diese Gelegenheit benutzte ich, um mir Zutritt zu einem Manne zu verschaffen, der im Ausland als Vertreter der spezifisch deutschen Wissenschaft zu einem unerhörten Ansehen gekommen war und darüber in dem engeren Kreis deutscher Gelehrter selbst seinen Ruf vollkommen eingebüßt hatte. Ich wußte, mit wem ich zu tun hatte als ich eines Abends in einer entfernten, schönen, ruhigen Straße nach seinem Namen fragte.

Der »Hofrat« war gerade abwesend, und ich würde abgewiesen sein, wenn ich nicht dem Diener sowie nachher der Gattin plausibel gemacht hätte, daß er in jedem Moment kommen müsse. So gewann ich denn das Terrain seiner Studierstube, in der ich nichts Gelehrtes entdecken konnte; Briefkuverte und griechische Bibeltexte lagen in Menge herum. Dagegen erzählt man sich von einem Fache, in dem die *opera omnia* des großen Mannes zu finden seien und von einem Schranke, der zum Hüter der zahllosen Orden und Auszeichnungen bestimmt sei, mit denen Fürsten und Akademien den glücklichen Finder geehrt haben. Als er darauf erschien, der kleine, etwas bucklige Mann mit frischem rotem Gesichte und schwarzem gekräuseltem Haupthaar, legte ich ihm mein Anliegen vor, das er denn auch mit Recht als Bagatelle behandelte, aber doch dabei an zwei Zügen seinen Charakter hervorblitzen ließ. Sobald er das eine Blatt mit einer musterhaft schönen griechischen Kursivschrift des 11. Jahrhunderts erblickte, behauptete er kühnlich, er besitze das andere dazugehörige Stück dieses Blattes, ohne übrigens den Beweis dafür anzutreten. Wie ich ihn darauf auf jene total verwischte Schrift eines andren Blattes hinwies, auf dem nur einzelne zerstreute Buchstaben dem angestrengten Auge deutlich wurden, las er eben so rasch als verwegen an einer Stelle, wo ich fast nichts erblickte, ein Wort heraus, das sich nur einmal im Markusevangelium finden soll und das demnach beweisen dürfte, daß wir es mit einem Stück jenes Evangeliums zu tun hätten. Ich freute mich innerlich über diesen Taschenspielerstreich, wie er sich auch seinerseits freuen mochte, ein scheinbar so glänzendes *specimen ingenii* gegeben zu geben. Dadurch vertraulicher gemacht, begann er mir eine Menge ausgezeichneter Blätter vorzulegen und zugleich meinen Appetit nach seinem angekündigten Kolleg über Paläographie auf das äußerste zu reizen. Dies ist auch wirklich das Kolleg, was ich mit stetem Eifer gehört habe, ob gleich hier für Methode und systematischen Vortrag gar nichts zu lernen war. Ob man dieses Kolleg eine Paläographie oder »Tischendorfsche Erlebnisse und Erinnerungen« betiteln solle, konnte man zweifelhaft sein. Jedenfalls war es von einem Hautgout umflossen, der gerade an einem Verfechter gläubiger Theologie doppelt pikant war. Einen Hauptpunkt bildete die bis in die unsauberer Details ausgemalte Darstellung des Simonidesbetrugs und der Enthüllung durch Tischendorf. Dabei waren trotz der Prinzipiosigkeit des Vertrags die eingestreuten Bemerkungen und Beobachtungen von äußerstem Werte für Freunde der Paläographie, weil jedenfalls der Mann noch nicht gelebt hat, noch lebt, der wie Tischendorf zweihundert griechische Handschriften, die vor das neunte Jahrhundert zu datieren sind, mit geübtem Auge betrachtet und zu paläographischen Zwecken studiert hat. Zugleich war er im Besitz der kostbarsten Proben und Belege für alle Arbeiten von Schriftcharakteren, wie er andererseits unsre Neugierde durch den Hinweis auf verborgne, irgendwo noch unberührt schlummernde Schätze zu wecken verstand. So lockte er uns mit einem kostbaren Papyrus voll großer Homerstücke, der in den Händen eines Engländers in Alexandrien befindlich sei, aber nur dem Bräutigam seiner Tochter, einer braunen, nicht mehr jungen Dame, ausgehändigt werden solle.

Ebenso erzählte er mir von einem noch unbenutzten Palimpsest in Neapel. Durch seine Vermittlung wurden mir auf der Universität die noch nicht gelesenen Palimpseste eingehändigt, die unter einer derben syrischen Schrift die Charaktere des siebenten Jahrhunderts enthalten. In diesen ca. dreißig Blättern schlummern die Reste eines griechischen Grammatikers, der wie es scheint *peri orthographias* handelt. Noch will ich bemerken, daß ich hierin ein Hesiodfragment von drei Worten vorfand.

*I] MEPOENT A METEIXE....
MÊDEA ÔS ÈSIODOS*

Im Privatverkehr war Tischendorf unerschöpflich in Ausbrüchen der naivsten und ungetrübtesten Eitelkeit. Stolz war er vor allem, daß der große Deutschenfresser Cobet an ihm sein Behagen gefunden habe. »Die deutschen Philologen verstehen alle nichts«, soll er gesagt haben, »du allein bist der wahre Kerl.« Als Hermann einmal etwas von ihm wünschte, so antwortete ihm Cobet nicht einmal. Mir aber schrieb er »glühende Liebesbriefe«. In dieser Art plauderte er von seinen Freunden, über deren Unwissenheit in paläographischen Dingen er in andern Stunden hinwiederum Witze riß. Tischendorfs Eitelkeit ist verletzend und ekelregend: aber man sagt sich nach zwei Minuten seiner Bekanntschaft, daß man hier vor einem psychologischen Problem steht. In dem Bilde dieses Mannes stehen mehrere disparate Züge: äußerst klug und gewandt, ja diplomatisch schlau, schwärmerisch, frivol, äußerst scharfblickend in seinem Fach, peinlich genau bei seinen Publikationen, naiv eitel ohne jede Grenze, geizig, *defensor fidei*, Höfling, buchhändlerischer Spekulant: voilà eine Karte seiner Charaktereigenschaften, die bunt genug aussieht. Jedenfalls eine *psychê poikilê*.

In dem zweiten Winter, den ich in Leipzig verlebte, habe ich mich angelegenständig mit paläographischen Studien befaßt. Ich hatte durch Ritschl einen fast unbeschränkten Zutritt zu den handschriftlichen Schätzen der Leipziger Ratsbibliothek erlangt und befand mich hier bei der Zuvorkommenheit der Bibliothekare äußerst wohl. In dem düsteren Zimmer des Gewandhauses saß ich in den Nachmittagsstunden wohlgeradem am langen grünen Tisch, vor mir eine lateinische Handschrift, sei es eine des Terenz oder des Statius oder des Orosius. Nicht wenig zogen mich auch die Rätsel des Aldhelmus an, für die ich wertvolle und zahlreiche Varianten entdeckte. An einem Orosiuscodex des elften Jahrhunderts fand ich eine Art Wortregister angeheftet, demselben Jahrhundert zugehörig, mit zerstreuten deutschen Worten darin, z. B. *steofvater, froſco snebal, rocchen (colo)* usw. Aus der reichen Masse älterer Drucke ist mir ein Walter Burley aufgefallen, den die bibliographischen Handbücher nicht kennen: Walter Burley *de vita philosophorum* auf der Leipziger Ratsbibliothek HL jaa ohne Namen des Verfassers und ohne Datum, sieben Blätter Register, zwei Kolumnen, fünfzig Blätter Text, auf fünfzig rechts, eine Kolumne explicit. gotische Schrift. Das Wasserzeichen:

Hier ist auch der Ort, der ausgezeichneten Zuvorkommenheit zu gedenken, mit der mich die Beamten der Universitätsbibliothek jederzeit behandelt haben. Ihr Benehmen erinnerte an die vielgerühmte sächsische Höflichkeit und Gefälligkeit, ohne deren Schattenseiten zu haben. Meine Bücherwünsche sind oft mit Aufopferung von Zeit und Mühe durch die vortrefflichen Herren besorgt worden; niemals haben sie mir ihren Mißmut gezeigt, wenn ich allzu häufig und mit allzuviel Ansprüchen erschien. Ich nenne mit besonderer Anerkennung den Namen des Prof. Pückert.

In unserm philologischen Verein habe ich vier größere Vorträge gehalten, und zwar diese

1. die letzte Redaktion der Theognidea,
2. die biographischen Quellen des Suidas,
3. die *pinakes* der aristotelischen Schriften,
4. Der Sängerkrieg auf Euböa.

Diese Themata kennzeichnen ungefähr die Hauptrichtungen meiner Studien. Dabei muß ich bemerken, daß zu dem dritten Punkte ich als Hintergrund die Laertianische Quellenkritik aufbaute. Zu dieser Studie fühlte ich von Anfang an Neigung; schon in meinem ersten Leipziger Semester ist manches hierauf Bezügliche zusammengestellt worden. Auch erzählte ich Ritschl manches hierüber. So geschah es denn, daß er eines Tages geheimnisvoll andeutend mich fragte, ob ich eine Untersuchung über die Quellen des Laertius auch unternehmen würde, wenn ich von einer andern Seite aus eine bestimmte Anregung erhielte. Ich quälte mich lange mit dem Sinne dieser Worte, bis ich in einem Momente der Erleuchtung die Sicherheit gewann, daß das nächste von der Universität zu stellende Preisthema jene Frage zum Objekt haben werde. Am Morgen, wo die Themata publiziert werden, eile ich zu Kintschy und ergreife aufgeregt die Leipziger Nachrichten; richtig, da fällt mein Auge auf die ersehnten Worte *de fontibus Diogenis Laertii*. Die folgende Zeit beschäftigten mich die einschlägigen Probleme fast Tag und Nacht; Kombination reihte sich an Kombination, bis endlich in den Weihnachtsferien, die ich zu einer Sichtung der bisherigen Resultate benutzte, plötzlich jene Erkenntnis heraussprang, daß zwischen den Suidas- und den Laertiusfragen ein bestimmtes Band zu bemerken sei. Ich bewunderte an jenem Abend, wo ich die Erkenntnis fand, den glücklichen Umstand, daß ich erst über die Quellen des Suidas, dann über die des Laertius, wie durch einen sichern Instinkt getrieben, geforscht hatte und nun plötzlich die Zügel für beide Fragen in der Hand hielt. – So schnell und behend ich mit meiner Kombination von Tag zu Tag vorrückte, um so schwerer konnte ich mich nachher zur Ausarbeitung meiner Resultate entschließen. Aber die Zeit drängte immer furchtbarer; und trotzdem verstrich mir die schöne Zeit des Sommers im fröhlichen Genusse und im Umgang mit Freund Rohde, ja neue wissenschaftliche Interessen fingen an

mich zu quälen und zum anhaltenden Nachdenken zu zwingen. Vornehmlich die Homerfrage, auf die mein letzter Vortrag im Verein mit vollen Segeln lossteuerte. Endlich als keine Stunde mehr zu verlieren war, setzte ich mich nieder zur Laertiusarbeit und schrieb so einfach und schlicht wie möglich meine Ergebnisse zusammen. Der erschreckliche letzte Tag des Juli begann; ich drückte die Sporen mit aller Energie ein und erreichte es, daß ich abends um zehn Uhr mit dem fertigen Manuskript zu Rohde laufen konnte, in dunkler, regnerischer Nacht. Dort wartete mein Freund bereits auf mich und hatte zu meiner Erquickung Wein und Gläser bereitgesetzt.

Rohde hat in einem Briefe an mich selbst einmal das Bild gebraucht, daß wir beiden im letzten Semester gewissermaßen auf einem Isolierschemel gesessen haben. Dies ist völlig richtig, ergab sich mir aber erst, als das Semester vorüber war. Ganz ohne unsre Absicht, aber durch einen sichern Instinkt geleitet, verbrachten wir weitaus den größten Teil des Tages miteinander. Viel gearbeitet in jenem banausischen Sinne haben wir nicht und trotzdem rechneten wir uns die einzelnen verlebten Tage zum Gewinn. Ich habe es bis jetzt nur dies eine Mal erlebt, daß eine sich bildende Freundschaft einen ethisch-philosophischen Hintergrund hatte. Gewöhnlich sind es die gleichen Studienwege, die die Menschen zusammenführen. Wir beide haben aber unsre Gebiete in der Wissenschaft in ziemlicher Entfernung voneinander und waren nur einig in der Ironie und im Spott gegen philologische Manieren und Eitelkeiten. Für gewöhnlich lagen wir uns in den Haaren, ja es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die wir nicht zusammenklangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen, und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang. Ist es aber nicht bei den meisten Freundschaften und Bekanntschaften umgekehrt? Und hat nicht hier gerade der junge Mensch manche arge Enttäuschung zu erleiden? Darum denke ich jetzt mit großem Vergnügen an jene ganze Zeit und rufe mir oft das Bild jener heitern Schützenhausnächte oder jener stillen Ruhestunden an einem lieblichen Winkel der Pleiße zurück, die wir als Künstler beide zusammen genossen haben, momentan losgelöst von dem Drängen des unruhigen Lebenswillens und reiner Betrachtung hingegaben.

Ich bemerke soeben, daß ich bei der Schilderung meiner Leipziger Vergangenheit etwas planlos hin- und herspringe und Personen und Halbjahre durcheinanderwerfe. Zur Orientierung für mich selbst notiere ich hier in Form eines Registers die bemerkenswerten Punkte für ein jedes Semester.

Semester I. Oktober 1865 bis Ostern 1866

Winter. Wohnung bei Rohn, Blumengasse 4, im Garten
Schopenhauer wird mir bekannt
»Kyrie« komponiert
Das »Buch der Betrachtungen«

Gründung des Vereins
Vortrag der Theognidea
Bekanntschaft mit Ritschl
Umgang mit Mushacke, v. Gersdorff
Vetter Schenkel
Riedelscher Verein: Johannespassion, Hohe Messe
Th. v. Arnold, Zukunftsmatineen
Der sächsische König in Leipzig
Kneipgelage der Leipziger Philologen
Arbeitsame Osterferien

Semester II. Ostern 1866 bis Oktober 1866

Sommer. Wohnung bei Riedigs, Elisenstraße 7, Parterre
Politische Aufregung
Abschätzung Bismarcks in Leipzig
Der deutsche Krieg
Einzug der Preußen in Leipzig
Umschwung der politischen Bekenntnisse
Vortrag über Quellen des Suidas
Ausarbeitung der Theognidea für das Rheinische Museum, in der
Sadowawoche
Hedwig Raabe in Leipzig
Umgang mit Romundt, Windisch, Röscher, Hüffer, Kleinpaul
Kahnpartien
Dindorfs Antrag
Ferien in Kösen auf der Flucht vor der Cholera
Lexikalische Studien Versucht wird eine Systematik der Interpolationen in
griechischen Tragikern

Semester III.

De fontibus Laertii wird angegriffen
Weihnachten werden die Resultate gefunden
Abhandlung über die aristotelischen *pinakes* geschrieben
Auf der Ratsbibliothek codd. verglichen
Bekanntschaft mit Tischendorf
Präsident im philologischen Verein
Mitglied der philologischen Sozietät
Onomatologische Studien

Semester IV. Ostern 1867 bis Herbst 1867

Sommer. Wohnung Weststraße 59
Schützenhausnächte

Umgang mit Rohde und Kleinpaul
Beendigung der Laertiusarbeit
Vortrag über den Sängerkrieg auf Euböa
Konjekturenabend bei Simmer
Reitstunden mit Rohde bei Bieler
Letzte Vereinskneiperei
Offenbachs schöne Helena
Letzten Tage wohne ich im Italienischen Garten, eine Treppe höher als Rohde
Die Freunde zum letzten Male bei uns eingeladen
Abschied vom Studententum
Naturfreuden. »Nirwana«
Abschied von Ritschl
Reise in den Bayrischen Wald mit Rohde

Semester V. 5. Oktober 1867 bis Ostern 1868

Philol. Fest in Halle
Reise nach Berlin
Soldatentum
Demokritstudien
Meine Laertiusarbeit prämiert
Pläne und Absichten. Geschichte der Literarischen Studien. *De Homero Hesiodoque aequalibus.* Vortragsausarbeitung. Über Schopenhauer als Schriftsteller

[Aus den Jahren 1868/69]*

Was ich fürchte, ist nicht die schreckliche Gestalt hinter meinem Stuhle, sondern ihre Stimme: auch nicht die Worte, sondern der schauderhaft unartikulierte und unmenschliche Ton jener Gestalt. Ja, wenn sie noch redete, wie Menschen reden!

Eine Kette von Ereignissen, von Bestrebungen, in denen man Zufälligkeiten des äußern Schicksals oder barocke Launenhaftigkeit sucht, offenbart sich später als ein von der sicher tastenden Hand des Instinktes aufgespürter Weg.

Pforte. Der uniformierende Zwang in der Zeiteinteilung.

Reaktion in offensichtlicher Vernachlässigung bestimmter Gebiete in künstlerischen Studien.

Vielleicht würde mich die philologische Nüchternheit und Steifheit angewidert haben: aber als Bild einer universell belebten und sein philologisches Fach belebenden Persönlichkeit war mir Steinhart von Wert. *Corssen* als natürlicher Feind aller Spießbürgerei und doch in strammster wissenschaftlicher Tätigkeit.

Das Bild, das von einem Berufe in uns aufsteigt, ist gewöhnlich aus der Person der nächsten Lehrer abstrahiert.

Vor einiger vagen Zerflossenheit in den vielen Richtungen meiner Talente bewahrte mich ein gewisser philosophischer Ernst, der nie zufrieden war, als im Angesichte der nackten Wahrheit und nur Unerschrockenheit, ja Zuneigung zu harten und bösen Konsequenzen. Das Gefühl, in der Universalität nicht zum Grunde zu kommen, trieb mich in die Arme der strengen Wissenschaft.

Sodann die Sehnsucht, aus den raschen Gefühlswechseln künstlerischer Neigungen sich in den Hafen der Objektivität zu retten.

Man ist über sich selbst entweder mit Scham oder mit Eitelkeit ehrlich.

Es hat mir immer der Beachtung wert geschienen, auf welchen individuellen Wegen jemand heutzutage gerade zur klassischen Philologie kommt: denn damit glaube ich etwas Anerkanntes zu sagen, daß einige andre Wissenschaften in ihrer blühenden Jugendlichkeit und erstaunlichen Zeugungskraft ein größeres Recht auf die frische Kraft anstrebender Talente haben, als gerade unsre zwar noch rüstig einherschreitende aber doch hier und da die welken Züge des Alters verratende Philologie. Ich sehe ab von den Naturen, die ein gewöhnliches Brotinteresse auf diese Bahn wirft: und auch jene andern haben wenig Anziehendes an sich, die an der Hand philologischer Erzieher zu demselben Berufe widerstandslos abgerichtet werden. Viele treibt ein eingebornes Lehrtalent: aber auch für diese ist die Wissenschaft nur ein wirksames Werkzeug, nicht das ernste und mit sehnsüchtigen Augen angeschaute Ziel ihrer Lebenswanderung. Eine kleine Gemeinde lebt, die mit künstlerischem Behagen an der griechischen Formenwelt sich ergötzt, eine noch kleinere, für die die Denker des Altertums noch nicht zu Ende gedacht sind und gedacht haben. Ich habe kein Recht mich zu einer dieser Klassen ausschließlich rechnen zu dürfen: denn der Weg, auf dem ich zur Philologie gekommen bin, liegt gleich weit ab von dem der praktischen Klugheit und des niedrigen Egoismus als von dem, auf welchem die begeisterte Liebe zum Altertum die Fackel voranträgt. Dies letzte auszusprechen ist nicht leicht, aber es ist ehrlich.

Vielleicht gehöre ich überhaupt nicht zu den spezifischen Philologen, denen die Natur mit ehrenem Griffel auf die Stirn zeichnet: das ist ein Philolog, und die in vollster Ungebundenheit, mit der Naivität eines Kindes den ihnen vorgezeichneten Weg gehn. An solchen philologischen Halbgöttern kommt man hier und da einmal vorüber und merkt dann, wie grundverschieden alles, was der Instinkt und die Gewalt der Natur schafft, von dem ist, das durch Bildung, Reflexion, vielleicht gar durch Resignation hervorgebracht wird.

Ich will nicht gerade sagen, daß ich zu diesen Resignationsphilologen ganz und völlig gehöre: aber wenn ich so zurücksehe, wie ich von der Kunst zur Philosophie, von der Philosophie zur Wissenschaft und hier wieder in ein immer engeres Bereich geraten bin: so sieht dies fast aus, wie eine bewußte Entzagung.

Ich sollte denken, daß ein Mensch mit vierundzwanzig Jahren das Wichtigste seines Lebens bereits hinter sich hat: mag er auch später erst zutage bringen, was sein Leben lebenswert macht. Ungefähr nämlich bis in diesen Zeitraum faßt die junge Seele aus allen Ereignissen und Erfahrungen, die sie im Leben als im Denken macht, noch das Typische heraus: und aus der Welt dieser Typen wird sie nie und nimmermehr herauskommen. Wenn später dieser idealisierende Blick des Auges erloschen ist: stehen wir im Banne jener Welt von Typen, die wir als das Vermächtnis unserer Jugend überkommen.

Eine andre Frage ist es, ob wir an der angegebenen Altersgrenze schon imstande sein werden,

Mir nun, der ich jene angegebne Altersgrenze kaum überschritten habe, sei es erlaubt

Meine Erziehung ist in ihren Hauptteilen mir selbst überlassen worden. Mein Vater, ein protestantischer Landgeistlicher in Thüringen, starb allzufrüh: mir fehlte die strenge und überlegne Leitung eines männlichen Intellekts. Als ich im Knabenalter nach Schulpforta kam, lernte ich nur ein Surrogat der väterlichen Erziehung kennen, die uniformierende Disziplin einer geordneten Schule. Gerade aber dieser fast militärische Zwang, der, weil er auf die Masse wirken soll, das Individuelle kühl und oberflächlich behandelt, führte mich wieder auf mich selbst zurück. Ich rettete vor dem einförmigen Gesetz meine privaten Neigungen und Bestrebungen, ich lebte einen verborgnen Kultus bestimmter Künste, ich bemühte mich in einer überreizten Sucht nach universellem Wissen und Genießen die Starrheit einer gesetzlich bestimmten Zeitordnung und Zeitbenutzung zu brechen. Es fehlte an einigen äußern Zufälligkeiten; sonst hätte ich es damals gewagt, Musiker zu werden. Zur Musik nämlich fühlte ich schon seit meinem neunten Jahre den allerstärksten Zug; in jenem glücklichen Zustande, in dem man noch nicht die Grenzen seiner Begabung kennt und alles, was man liebt, auch für erreichbar hält, hatte ich unzählige Kompositionen niedergeschrieben und mir eine mehr als dilettantische Kenntnis der musikalischen Theorie erworben. Erst in der letzten Zeit meines Pförtner Lebens gab ich, in richtiger Selbsterkenntnis, alle künstlerischen Lebenspläne auf; in die so entstandene Lücke trat von jetzt ab die Philologie.

Ich verlangte nämlich nach einem Gegengewicht gegen die wechselvollen und unruhigen bisherigen Neigungen, nach einer Wissenschaft, die mit kühler Besonnenheit, mit logischer Kälte, mit gleichförmiger Arbeit gefördert werden könnte, ohne mit ihren Resultaten gleich ans Herz zu greifen. Dies alles aber glaubte ich damals in der Philologie zu finden. Die Vorbedingungen zu deren Studium werden einem Pförtner Schüler geradezu an die Hand gegeben. Es werden in dieser Anstalt mitunter spezifisch philologische Aufgaben gestellt, z.B. kritische Kommentare über bestimmte sophokleische oder äschyleische Chorgesänge. Sodann ist es ein besonderer Vorzug der Schulpforte, der einem zukünftigen Philologen sehr zustatten kommt, daß unter den Schülern selbst eine angestrengte und mannigfache Lektüre griechischer

und römischer Schriftsteller zum guten Ton gehört. Das Glücklichste aber war, daß ich auf ausgezeichnete philologische Lehrer traf, an deren Persönlichkeiten ich mein Urteil über ihre Wissenschaft bildete. Wenn ich damals gerade Lehrer gehabt hätte, von der Art, wie sie auf Gymnasien mitunter gefunden werden, engherzige froschblütige Mikrologen, die von der Wissenschaft nichts als den gelehrten Staub kennen: ich hätte den Gedanken weit weggeworfen, jemals einer Wissenschaft anzugehören, der solche Schächer dienen. So aber lebten vor meinen Augen Philologen, wie Steinhart, Keil, Corssen, Peter, Männer mit freiem Blick und frischem Zuge, die mir zum Teil auch ihre nähere Neigung schenkten. So kam es, daß ich schon in den letzten Jahren meines Pförtner Lebens mich selbständig mit zwei philologischen Arbeiten beschäftigte. In der einen wollte ich die Sagen vom Ostgotenkönig Ermanarich in ihren Verzweigungen nach den Quellen (Jordanes, Edda usw.) darstellen, in der andern eine spezielle Form der griechischen Tyrannis, die megarische zeichnen. Man pflegt in der Schulpforte bei dem Abgange irgendein schriftliches Denkmal zu hinterlassen: zu diesem Zwecke war jene zweite Arbeit bestimmt, die mir unter den Händen zu einem Charakterbilde des Megarensers Theognis wurde.

Als ich nach sechsjährigem Aufenthalte der Schulpforte als einer strengen, aber nützlichen Lehrmeisterin Lebewohl gesagt hatte, ging ich nach Bonn. Hier wurde ich mit Erstaunen gewahr, wie gut unterrichtet und doch wie schlecht erzogen so ein Fürstenschüler auf die Universität kommt. Er hat eine Menge für sich gedacht, und jetzt fehlt ihm die Geschicklichkeit, diese Gedanken zu äußern. Er hat noch nichts von dem bildenden Einflusse der Frauen erfahren; aus Büchern und Überlieferungen glaubt er das Leben zu kennen, und doch kommt ihm jetzt alles so fremdartig und unangenehm vor. So erging es mir in Bonn: nicht alle die Mittel, nach denen ich griff, um jene Übelstände zu beseitigen, mochten gut gewählt sein, und Verdrießlichkeiten, unbequemer Umgang, übernommene Verpflichtungen usw. machten

Ich, der Sohn eines protestantischen Landgeistlichen, wurde am 15. Oktober 1844 in dem Dorfe Röcken, unweit Merseburg, geboren und verlebte hier die ersten vier Jahre meines Lebens. Als aber der unzeitige Tod meines Vaters eine neue Heimat zu suchen nötigte, war es Naumburg, auf das die Wahl meiner Mutter fiel. Hier bin ich in einem Privatinstitute für das Domgymnasium desselben Ortes vorgebildet worden, doch ohne diesem später dauernd anzugehören. Es bot sich nämlich bald eine Gelegenheit, in der benachbarten Schulpforte Aufnahme zu finden. Die Vorbedingungen zu einem Studium der Philologie werden einem Pförtner Schüler geradezu an die Hand gegeben. Es werden in dieser Anstalt mitunter spezifisch philologische Aufgaben gestellt, z. B. kritische Kommentare über bestimmte sophokleische oder äschyleische Chorgesänge. Dann ist es ein besonderer Vorzug der Schulpforte, daß unter den Schülern selbst eine angestrengte und mannigfache Lektüre griechischer und römischer Schriftsteller zum guten Ton gehört. Das Glücklichste aber war, daß ich gerade auf ausgezeichnete philologische

Lehrer traf, auf Männer wie Steinhart, Corssen, Koberstein, Keil, Peter, die mir zum Teil auch ihre nähere Neigung schenkten:

Als ich nach einem sechsjährigen Aufenthalte der Schulpforte als einer strengen aber nützlichen Lehrmeisterin dankbar Lebewohl gesagt hatte, ging ich nach Bonn. Hier richteten sich meine Studien eine Zeitlang auf die philologische Seite der Evangelienkritik und der neutestamentlichen Quellenforschung. Außer diesen theologischen Streifzügen war ich Zuhörer in den philologischen und archäologischen Seminarien. Aus der Ferne verehrte ich die Persönlichkeit Friedrich Ritschls. So fand ich es ganz natürlich, zu gleicher Zeit mit ihm Bonn zu verlassen und mir Leipzig als neue akademische Heimat zu wählen.

Hier fühlte ich mich sehr wohl; vor allem fand ich eine Anzahl gleichstrebender Kameraden, mit denen ich mich bald zu einem philologischen Vereine verband. In ihm habe ich fünf größere Vorträge gehalten, deren Titel aufzuzählen hier am Ort sein wird. »Die letzte Redaktion der Theognidea«, »Die Quellen des Suidas«, »Die aristotelischen Schriftenverzeichnisse«, »Die Gleichzeitigkeit Homers und Hesiods«, »Der Zyniker Menipp und die Varronischen Satiren«. Auf die Veranlassung Ritschls sind sodann im Rheinischen Museum folgende Aufsätze gedruckt worden: »Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung«, »Das Danaelied des Simonides«, »de Laertii Diogenis fontibus«. Im Jahre 1866 machte ich mich daran, eine von der philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe zu lösen. Die Nachricht, daß ich dies mit Glück getan habe, bekam ich in Naumburg. Ich hatte mich nämlich im Sommer 1867 exmatrikulieren lassen, weil ich inzwischen als brauchbar zum soldatischen Dienste befunden worden war. Als reitender Artillerist hatte ich vollauf zu arbeiten und zu lernen; doch geriet ich infolge eines unglücklichen Sturzes in eine gefährliche Krankheit, die in ihrem Verlaufe wiederum das Angenehme mit sich brachte, daß ich zeitiger zu meinem Studium zurückkehren konnte, als es die militärische Regel erlaubt haben würde. Im Oktober 1868 verließ ich Naumburg als völlig Genesener, um in Leipzig meine Promotion und Habilitation vorzubereiten. Es war nämlich meine Absicht, beide Akte gleichzeitig zu bewerkstelligen; nach den bestehenden akademischen Gesetzen war mir aber die Habilitation nicht vor Ostern 1869 erlaubt. –

Friedrich Wilhelm Nietzsche